

MORGEN SCHTEAN



Beilage zur
österreichischen Dialektzeitschrift
U78–79 | 2023

MEHR LITERATUR ZUM THEMA JAMMER UND JUBEL

DIETER BERDEL
WOLFGANG KÜHN
MARGIT HEUMANN
SYLVIA BACHER
JASMIN GERSTMAYR
CHRISTINE TIPPENREITER
SIMON SCHARINGER
ANNEMARIE REGENSBURGER

PORTRÄTS / INTERVIEWS ZUM SALZBURG-SCHWERPUNKT

GERLINDE ALLMAYER:

»ICH WOLLTE EIGENTLICH NIE DIALEKTAUTORIN WERDEN«

ANNA LENA OBERMOSER:

»SELBSTZUFRIEDENHEIT IST IMMER EIN GUTES ZIEL«

KATHERINA BRASCHEL:

»MAN MUSS BEREIT SEIN, AN TEXTEN ZU ARBEITEN«

KATHARINA J. FERNER:

»FÜR DEN DIALEKT ENTSCHEIDE ICH MICH UNBEWUSST«

BRIGITTE MENNE:

»WARUM SOLLTE ICH MEINE URSPRÜNGE VERLEUGNEN?«

WEITERE INTERVIEWS

MARKUS KÖHLE:

DER TIROLER DIALEKT IST FÜR IHN EINE 17ER-KRECHEL

HARALD LETONJA:

»AM ENDE STEHT IMMER DIE ENTSCHEIDENDE FRAGE: IST
ES GUT GEMACHT?«

BERICHTE

WOAZLA UND SOMA

EINE RÜCKSCHAU AUF DIE IDI-TAGUNG IN SCHOPPERNAU

WORT UND GEWALT

EINE RÜCKSCHAU AUF DAS ALPEN-ADRIA-SYMPOSIUM IN
ST. GEORGEN/ LÄNGSSEE

PDF-Beilage
zur
Ausgabe
U78–79 / 2023

Dieter Berdel
DAHINGMOTSCHKERT

schuid san di aundan,
mia owa sichalich ned,
soin di fremdn rumwaundan,
uns warat des z bled,
oiso bau ma do a maua
und schbean ollas zua,
daun hed ma auf daua
fon dea scheisswöd a rua.



© WOKANDAPIX /Pixabay

Wofgang Kühn **OLLAS RAUNZT!**

de an modschgan üwa de hitz im september
und de aundan meckan weus im juli scho herbstlt

de an rean wegn da inflation umanaund
und de aundan treaman weu eanare rabattpickal ogrennt san

de an lamadian wegnan zniadrichn bluaddruck
und de aundan brumman weu da zucka vü zhoch is

de an keppen wegn da besn schwiegamuada
und de aundan bentssn weus ka neix handy kriagn

de an jaumman weus scho beim hischaun blad wean
und de aundan maunzn weus goa kan appetit mea haum

de an sudan wegn jedn schas
und de aundan sempan weu si nia wos tuat

de an motzn weus fia nix a zeit haum
und de aundan jeian weu eana fad is im schedl

de an fäun umanaund weu rapid dauand valiat
und de aundan muarn weu de austria a net eftas gwinnt

de an mosan umanaund weus mitn göd imma enga wiad
und de audan sei'ln weu eana de haut beim oasch net zsaumgeht

de an meitan üwa de korrupcion va de politika
und de aundan mauln weu fia eana söwa nix dabei aussaschaut

i hea eana a zeitlaung zua
owa daun denk i ma:

so laungs raunzn
sans no hoibwegs gsund!

Margit Heumann

SO AN SUUKOG

Im Zug von Feldkirch nach Bregenz

- ALOIS:** Jo gits des ol! Du bischt doch dr Ignaz, odr? So an Zuafall, dass mir üs amol über da Weag loofan.
- IGNAZ:** Jössasna, dr Alois. Jo seawas! Lang net gseaha und glei wieder kennt. Fahrscht o mit am Zog?
- ALOIS:** Na, i wart uf da Landbus! – Im Ernscht: Woascht, i bin uf am Hoamweag. Wohnscht du noch z' Fealdkirch?
- IGNAZ:** Wellaweag. Du net?
- ALOIS:** I bin scho lang gi Altach zoga. Wegat am Job.
- IGNAZ:** Und wia gohts dr sos, wemma froga dörf?
- ALOIS:** Frog liaber ned!
- IGNAZ:** Warum ned?
- ALOIS:** *(mit Leidensmiene)* Frog ned, was i hinter mir han.
- IGNAZ:** Jo hör uf, was denn?
- ALOIS:** Ufgschnitta hons mi.
- IGNAZ:** Ufgschnitta? Um Gottswilla! Wo?
- ALOIS:** Do dunnt halt, du woascht scho wo ...
- IGNAZ:** Do dunnt? Mollback, was es für Folga ha ka!
- ALOIS:** Do heascht reacht. Oan Millimeter daneaba und ma heat da Dreack und singt im Knabachor.
- IGNAZ:** *(grinst)* Des ischt dine gröscht Sorg, odr? Du bischt schients allig no da glich Sukog.
- ALOIS:** *(lacht verschämt)* Ma tuat halt, was ma am beschta ka! Und sie honds ghörig gmacht.
- IGNAZ:** Es ischt d' Hauptsach, seg i immer, o wemma höllischa Schmearza ushalta muass. I woaf, ma ischt komplett grädert, alls tuat oam weh, koan Appetit heat ma, bloß an Durscht wia an ganza Gsangverein, aber Bier kriagt ma koas, bloß oa Tassa Tee noch dr andara. Do danoch kascht ewig koan Tee meh seaha.
- ALOIS:** Seg bloß, du heascht o ...?
- IGNAZ:** I? Na, I doch ned! Aber mine Frau ischt wegat sonara Wiebersach im Spitol gsi.
- ALOIS:** *(boxt ihn in den Arm)* Also na! Was redscht so sibagschied dahera, dass ma moant, es wären dine Schmearza gsi!
- IGNAZ:** Ma fühlt mit mit siner Frau, odr? Du ebba net?
- ALOIS:** I han koane meh.
- IGNAZ:** Soso. Heasch as übertrieba mit dina Wiebergschichta?
- ALOIS:** Gär net, bi mir ischt es nix bsundrix. Aber uf oamol heat sie gmoant, was i dörf, dörf sie o und ischt fröndganga, oafach a so.
- IGNAZ:** Fröndganga? Dine Frau?!? Was du net sescht!
- ALOIS:** Geall, du sescht o, des ischt allerhand ... Kruzitürka, mir sind scho glei z' Altach! Iatz pres-sierts, pfüat di, Ignaz, seawas. *(eilt zum Ausstieg)*
- IGNAZ:** *(ruft ihm nach)* Im Gegatoal: Zit ischas wora, han i sega wella. *(zu sich)* Es heat er iatz num-ma ghört. Wurscht. Mir sind üs eh no zuafällig übr da Weag gloffa.



Sylvia Bacher
SUMMAFRISCHNSUMMANOCHT

kaum hobis odrat
des licht
gehts a scho los
des feine summan
ummeine uhrn
monchmol weida weg
donn wida gonz noh
net laut oba
behoalich und
besoatig
zum glick bini grüst
hob in weisa vurausschau
mein fliagnpracka
griffbereit oiso drai
gachs licht auf
sterim bett auf de fiaß
hoff doss da lattnrost
mei konzentrierts gwicht
aushoit und net durchbricht
und scho hobi
di easte göisn dawischt
in da frua pickns donn olle
die mi so sekiert hobn
ois bludige fleckn
on da weißn wond
und i kann endli
beruhigt eischlofn

Jasmin Gerstmayr

DEIN DREG

Egal wos i dua
I siach dein Dreg
Du botzt ois au
und putzt nix weg

In da Kuch
do pickt's ois wia
Du bist a Schwein
groß wie a Stia

Und im Bod
Zauhn pasta überoi
Mehr Fleckn ois im
Hendlstoi

Ois vadregt bei uns
und ois vastaubt
waun i net wah
de wischt und saugt

Letztns find i sogoa
a hoibads Wiaschtl
untam Sofa

Kau ah nua dia passian
Mah, i wüad di wiakli
gean dawiagn

Oba des bringt nix

I soit liaba mit dia redn
wei du bist vü z'bequem

Oba des bringt nix

Wei egal wos i sog
Es hod eh kan Zweg
Du mochst vü Dreg
und putzt nix weg

Des Anzige
des i nu denga kau, is
Stott Mau
hätt i so gean
a Ehefrau

de sie kümmat
de brav putzt
und de biaschtl
waun's des Klo benutzt

Christine Toppelreiter

MIA JAMMAN

waun ma
aufstengan
dama
jamman

an gaunzn Tog
dama
jamman
und sudan

am Obnd
do wiad
gjammad
graunzd
gsempad
dreamd

dawei
häd
in gaunzn Tog
d' Sun
gscheind

Chirstine Toppelreiter

LEBMSLAUNG

lebmslaung
foi i
af mi
eini

kaum
dass i
mid
an Locha
feststö
do bist
wieda
amoi
einigfoin

geht's
scho
wieda
weida

und
i
foia so a Jamma

Simon Scharinger
UNVABLÜMT

ringlblumen in da hosn
märznbecher im bluad
rosn auf da haut
tuipn im gschau
chrysanthemen aufm schuach
flieder in da nosn
veilchen im oasch
und a gänseblümal im heaz

Simon Scharinger
AUF JEDN RAUSCH

auf zehn bier und drei schnops
und so muast rechnen
kuman pi moi daumen
zwa himbeer-soda
fünf lita leitungswossa
mit drei aspirin drinnen
a mückkaffee
vier flascherl coca cola
und sechs opfe gspritzt

auf jedn rausch
kumt a durscht
auf jedn juwe
kumt a gschea



© LEEROY Agency/ Pixabay

Annemarie Regensburger **DA KOMMT JUBEL AUF**

Dejs isch eppes gwesn! Ih, vo lauter fleißig, bin ier Berufsschuel um fünfe zmorgeds augstandn und han glearnt, und nouhamol glearnt. Sogar in Lehrlingswettbewerb han ih gwonnen. Dejs hats darvoar nouh nie gebm – a Madl bei die Köch die Beschte! Der goldene Ring isch mir bei der Preisverleihung ougsteckt gwoarn; viel zgroaß isch er mir gwesn – a Manderleitsring – wer hat ouh gmuent, dass den a Madl gwinnen kannt. Nie han ih dn oulegen kennen, in ar Schublad isch er glandet. Aber det han ihs nouh nit kapiert – vo lauter Glück!



© Hannes Puntigam

Annemarie Regensburger **ENGE**

A schmals Tal
a Steig
a Barg
voar der Tür
voarn Kopf
a Brett
wenns guet geahrt
a Bank
zun hockn zun jammern
wie d Walt letz
und lei mir
mir allue
tien
wie ma alm toun
mir allue
sein recht

» ICH WOLLTE EIGENTLICH NIE DIALEKTAUTORIN WERDEN «

Gerlinde Allmayer zählt in ihrer Region zu den bekanntesten Dialektautor*innen, was nicht nur daran liegt, dass ihre Texte von hoher Qualität sind und beim Publikum gut ankommen, sondern auch daran, dass sie sich für ihre Region und den Dialekt unermüdlich einsetzt. Dabei hat sie selbst erst spät begonnen, im Dialekt zu schreiben.

Die Autorin kam 1958 in Niedersill zur Welt, wo sie auch heute noch lebt. In ihrer Kindheit war der Dialekt die vorherrschende beziehungsweise einzige Sprache, erst durch den Eintritt in die Volksschule kam Allmayer mit der Hochsprache in Berührung. Die Zweisprachigkeit empfindet sie als Vorteil. Sie selbst habe mit dem Erlernen der hochdeutschen Sprache keine Probleme gehabt, weniger sogar als jene Kinder, die in einem Mischmasch aus Dialekt und Hochsprache erzogen wurden.

»Als Kind ist es wichtig, dass du eine Sprache ordentlich beherrscht, dann sind die Wurzeln für jede weitere Sprache gelegt«, meint sie.

Mit dem Schreiben hat Gerlinde Allmayer bereits als junge Erwachsene begonnen. Der Dialekt kam in ihrer Literatur allerdings erst 1997 dazu, als die Dialektautorin Barbara Rettenbacher-Höllwerth (†29.8.2023), einst Allmayers Volksschullehrerin, vom literarischen Schaffen ihrer ehemaligen Schülerin erfuhr und sie ermunterte, für die Niedersillier Stund Dialekttexte zu verfassen.

»Ich wollte eigentlich nie Dialektautorin werden«, gesteht Allmayer. »Für mich hatten Dialektgedichte damals noch den Beigeschmack: zu brav, zu verstaubt, zu heimattümelnd. Ich kannte bis dahin fast ausschließlich gereimte Dialektgedichte, in denen es um Wald, Blumen und Alm ging.«

Bei der Niedersill Stund stachen die Texte Allmayers heraus. Dass erkannte auch Max Faistauer, der damalige Leiter des Arbeitskreises Regionale Sprache und Literatur im Salzburger Bildungswerk. Er ermunterte die Autorin, weiterhin im Dialekt zu schreiben – und Allmayer blieb dabei.

»**Anfangs war meine** Niederschrift fürchterlich! Gerade die verschiedenen E-Laute des Pinzgauerischen kann man nicht eins zu eins abbilden. Von Max Faistauer lernte ich dann, wie wichtig es ist, dass sich die Schreibweise der Wörter einheitlich durch den Text zieht. Am Ende soll der Dialekt nachvollziehbar, aber auch lesbar sein.«

Durch die Teilnahme an Seminaren und Schreibwerkstätten tauchte Allmayer schließlich immer tiefer in die Dialektliteratur ein. Über Barbara Rettenbacher-Höllwerth lernte sie auch die Ö.D.A. und den *Morgenschtean* kennen und stellte schließlich fest: In der Dialektliteratur gibt es durchaus viele gute, kritische Texte. »Und so bin ich dann immer tiefer in diesen ›Sumpf‹ hineingerutscht und seither nicht mehr wieder herausgekommen«, gesteht die Autorin lachend.

Mittlerweile ist Allmayer nicht mehr »nur« Autorin, sondern außerdem Organisatorin zahlreicher Veranstaltungen und Schreibwerk-



Informationen und Bestellung:
<https://gerlinde-allmayer.at>

stätten. 2008 übernahm sie selbst die Organisation der Niedersillner Stund, die jedes Jahr Ende September stattfindet – 2023 jährte sich das Event bereits zum 36. Mal. Lesen in den Anfängen ausschließlich Autor*innen aus dem Oberpinzgau, weitete bereits Rettenbacher-Höllwerth die Einladungen auf andere Gaue aus. Allmayer veränderte die Veranstaltung nochmals. Statt wie früher sechs, sieben oder acht Autor*innen, werden jetzt nur mehr vier eingeladen, damit sich das Publikum besser auf die Lesenden und ihre Texte einstellen kann. Eine*r der vier kommt aus dem internationalen Raum – meist über das Internationale Dialektinstitut IDI, dessen Vizepräsidentin Allmayer mittlerweile ist. Auch der Veranstaltungsort wurde geändert – statt im Gasthaus werden die Texte nun im Kulturzentrum Samerstall Niedersill vorgetragen.

»Wir haben dort einen schönen Veranstaltungssaal und außerdem, in einem angeschlossenen Raum, das Tauriska Mundartarchiv, in dem wir Mundartschriften und -Publikationen aus dem Land Salzburg sammeln. Die ältesten sind aus dem neunzehnten Jahrhundert. Das Ambiente im Samerstall bietet dem Publikum die Möglichkeit, sich konzentriert auf die Texte einzulassen – und ich habe das Gefühl, dass die Veranstaltung dadurch sehr gewonnen hat.«

Seit 2011 wird die Niedersillner Stund auch auf Radio Salzburg ausgestrahlt, sodass auch Menschen von außerhalb die Texte hören können.

Aber auch im restlichen Jahr setzt sich Allmayer für die Dialektliteratur ihrer Region sowie die Literatur im Allgemeinen ein. Sie ist mittlerweile Leiterin des Arbeitskreises Regionale Sprache und Literatur, leitet das vorhin erwähnte Tauriska Mundartarchiv und als Vizepräsidentin des IDI ist sie auch international mit der Mundart vernetzt. Darüber hinaus bietet sie Schreibwerkstätten in hochdeutscher Sprache und im Dialekt

an, nicht nur an Schulen, sondern unter anderem auch an der VHS Zell am See.

Während der Pandemie rief Allmayer eine Online-Schreibwerkstatt ins Leben, die sich WmW (Weiwaleit mit Weitblick) nannte und im Frühjahr 2022 gesammelt Texte an den *Morgenschtean* sandte – von denen nicht wenige in der Ausgabe U72-73 abgedruckt wurden. Auch heute noch treffen sich die Mitglieder einmal im Jahr bei einer Online-Schreibwerkstatt, was den Vorteil hat, dass auch jene, die nicht im Pinzgau wohnen, problemlos mit dabei sein können.

Um andere Autor*innen zu fördern, gründete Allmayer schließlich auch den manggei-Verlag. Dort sind zahlreiche Publikationen im Pinzgauer sowie auch im Tennengauer Dialekt erschienen, nicht nur von Gerlinde Allmayer selbst, sondern auch von Max Faistauer, Gundi Egger, Maria Junger, Erika Rettenbacher, Lisbeth Ebner, Anna Nindl, Theresia Oblasser und Ursula Pernhofer (siehe Infobox links).

2017 erhielt Allmayer für ihr literarisches Werk und ihre Verdienste zur Förderung des Dialekts den Walter Kraus Mundartpreis.

»Das war schon ein schönes Gefühl. Den Preis erhält man ja nicht bloß für ein Gedicht, sondern für ein umfangreiches Schaffen.«

Ob sie selbst auch manchmal Texte in hochdeutscher Sprache verfasse?

»Natürlich. Nicht jeder Text will im Dialekt niedergeschrieben werden. Manche Texte kommen gleich im Dialekt heraus, andere wollen lieber auf Hochdeutsch verfasst werden.«

Autor*innen, die gerade beginnen, im Dialekt zu schreiben, rät Allmayer, sich ein Wortregister für den eigenen Dialekt anzulegen.

»So fällt es leichter, sich eine einheitliche Schreibweise anzugewöhnen – und erleichtert auch die Zusammenarbeit mit Lektor*innen.«



Gerlinde Allmayer bei der IDI-Tagung 2023, Foto: © Manfred Kern

Durch ihre Verlagsarbeit und die vielen Zusammenkünfte mit Dialektautor*innen aus diversen deutschsprachigen Regionen, wurden auch andere Dialekte immer vertrauter für Allmayer.

Die Liebe zur Literatur und zum Dialekt hat Gerlinde Allmayer an ihre Tochter weitergegeben. Trotz Übersiedelung nach Vorarlberg schreibt Cornelia Allmayer-Krieg Gedichte im Dialekt ihrer Kindheit und Jugend. Dass das Talent weitervererbt wurde, davon kann man sich im neuen *Morgenschtean* (U78-79) überzeugen! ■

Hörtexte von Gerlinde Allmayer finden Sie auf: www.oeda.at/salzburg-hoeren

» SELBSTZUFRIEDENHEIT IST IMMER EIN GUTES ZIEL «

Anna Lena Obermoser im Interview

Auf der Slambühne kennt man dich als Poetin, die den Rhythm and Blues im Blut hat, deine Texte gehen nahe, nicht nur inhaltlich, sondern auch, weil du eine begnadete Performerin bist. Hast du schon als Kind geschrieben beziehungsweise warst du immer schon ein Bühnenmensch?

Ich habe in meiner Jugend angefangen zu schreiben. Die Bühne und die Aufmerksamkeit habe ich immer gescheut. Seit etwa 12 Jahren stehe ich jetzt trotzdem regelmäßig vor Mikrofon und Publikum. Ich bin immer noch kein Bühnenmensch. Aber ich mag es, durch meine Texte eine Stärke zu finden, die mich trägt und die andere tragen kann; eine Intimität zu erzeugen, die die Distanz zwischen mir und den Zuhörenden bricht und dadurch eine Verbindung aufbaut, welche sehr viel Kraft und Innigkeit mitbringt. Da geht es nicht um Aufmerksamkeit. Da geht es um Einigkeit. Ich trete nicht mehr oft auf, aber wenn, dann hat es für mich jedes Mal sehr viel Bedeutung.

Du spielst in deinen Texten mit Sprache, Rhythmus und Dialekt, immer wieder fließen ganz natürlich Anglizismen ein, dein Vortrag ist dynamisch und jung, kommt immer ganz locker rüber und reißt mit. Wie hast du zu dieser ganz speziellen Form gefunden? Gab es da auch Vorbilder?

Ich höre super gerne Musik aller Genres, beschäftige mich mit modernem Lyricism, verfolge zeitgenössischen Spoken-Word, lese Gedichte längst verstorbener Dialektautorinnen – da sind sicher einige Einflüsse, die unterbewusst hängen bleiben und in meinen Sachen mitwirken. Meine »ganz spezielle Form« habe ich dennoch sehr unspeziell gefunden. Ich will mich nicht bemühen, wenn ich in meinen Texten etwas erzähle. Die Einfachheit der Dinge reicht oft aus, der Dialekt malt genug. Ich will mich nicht verstellen oder gefallen. Ich will mich fallen lassen. Da habe ich nicht den Anspruch, dass ich perfekt reime, wunderschöne Bilder erzeuge, oder makellose Metaphern, mit denen alle etwas anfangen können. Ich will mich zeigen, mit allem was ich bin.

Und ich bin alles. Ich bin laut, singend, summend, leise, zart und brüllend, witzig, oder eben tiefsinnig. Das ist nicht zwingend meine Form, das ist mein Sein.

Deine Texte sind emotional und erzählen vom Leben. Man schmunzelt mit dir, man lacht, man trauert aber auch, man verfällt stellenweise in Selbstmitleid, man schöpft wieder Hoffnung. Und wenn du die Bühne verlässt, geht es einem irgendwie besser, trotzdem nimmt man auch etwas zum Grübeln mit. Wie entstehen deine Texte beziehungsweise wie kommst du zu deinen Ideen?

Mein Leben hat sehr viel Fülle. Daraus kann ich schöpfen. Ich arbeite Vollzeit als Sozialarbeiterin in einer Psychiatrie. Ich genieße meine Freizeit, meine Freundschaften, mein Feierabendbier. Da kommen Themen und Ideen oft aus Gesprächen, Begegnungen, Geschehnissen des Alltäglichen. Ich nehme mir nie vor, irgendwelche großen Themen herzunehmen und dazu etwas zu schreiben. Dazu fehlen mir auch Disziplin und Verfassens-Eifer. Der Tiefgang des Gewöhnlichen tröpfelt mich täglich an und das Schöne noch dazu!

Du bist in Mittersill in Salzburg zur Welt gekommen, heute lebst du in Graz. Wie würdest du selbst deinen Dialekt bezeichnen? Lässt er sich einer Region zuordnen oder wurde deine Sprache durch das Leben in unterschiedlichen Regionen geformt?

Genau, in Mittersill geboren und im Alm- und Skidorf Königsleiten auf 1600 m unter jeder Menge Tourist*innen großgeworden. Das brachte mir immer den Vorteil, dass ich im Deutschunterricht eines der wenigen Kinder gewesen bin, welches tatsächlich Hochdeutsch reden konnte. Im tiefsten Oberpinzgau tat man sich damit nämlich schwer. Meinen Dialekt würde ich als Pinzgauerisch bezeichnen, mit tiroler Einflüssen und städtischen Abflachungen zur Verständlichkeit der Allgemeinheit. Ich bin aber eher der Meinung, dass jeder Mensch seine ganz eigene Mundart hat. Wie ein



Anna Lena Obermoser; Foto: © Hannah Gehmacher

Fingerabdruck quasi. Und ich denke, ich hab meine ganz eigene Mundart. Das Pinzgauern durch die Schulbildung und den Freundeskreis, das Tirolerische durch die Mama, Slang und Anglizismen, weil jo mei, ich bin halt doch Teil der Internetgeneration und zeitgleich mag ich aber das Altertümliche und finde Dialektbegriffe zu schön, um sie nicht täglich verwenden zu wollen. Gschiascht. Griaweg. Herzigrazi. Glanglduttat. Zwi-dawuschz. Znaxt. Bacheiwoam. Die Liste ist ewig. Das Steirische hab ich nicht wirklich angenommen.

In DUM-Das Ultimative Magazin gibt es in jeder Ausgabe auch deine Kolumne »flimmern.fischen« zu lesen. Wie bist du auf den Titel gekommen?

Im Endeffekt ist alles Geschriebene, alles Replizierende ein Bruchteil von dem, was wirklich war und wahr. Ein Flimmern sozusagen. Und davon fische ich.

Beim Niederschreiben geht es dann auch um Zeilenumbrüche und die Verschriftlichung des Dialekts. Ist dir das von Anfang an leicht gefallen oder hast du dir das erst erarbeiten müssen?

Mir fiel das von Anfang an leicht. Mit 13 hab ich mein erstes Handy bekommen und wir haben uns immer im Dialekt gesimt. Ich habe also keine Schreibweise erarbeiten müssen, sie war da. Ich schreibe so, wie ich es sage. Ohne Umlautzeichen, Kringerl oder was auch immer. Die Form meines Geschriebenen ist mir allerdings nicht wirklich wichtig. Das Sprechen ist für mich wesentlicher. Der geschriebene Dialekt exkludiert. Der gesprochene weniger. Nicht-Dialekt-Sprechende kommen nach Auftritten zu mir und meinen häufig »ich habe nicht alles genau verstanden, aber ich habe es verstanden.« Das funktioniert beim Geschriebenen weniger, weil die Transportmittel, die Stimme, die Haltung, meine Körpersprache, fehlen.

Du bist fixer Teil der Grazer Lesebühne V.O.L.T. Was bedeutet es dir, mit anderen auf einer Bühne zu stehen?

Kollektiv künstlerisch tätig zu sein ist essenziell für den eigenen Wachstum und Perspektiven-Erweiterung. Es kurbelt die Kreativität an, es kann ärgern, es lässt diskutieren, miteinander lachen, jammern und jammen, schreiben, schweigen, es macht Spaß, es distanziert, es vereint. Es ist toll, alleine mit einem Soloprogramm auf der Bühne zu stehen, aber es wird langweilig. Ich will mich doch nicht die ganze Zeit selber hören?! Es ist für mich bereichernder den kreativen Raum für Mehrere zu öffnen.

Auf einer Slambühne geht es nicht nur um die Qualität des Textes, sondern auch um den Vortrag – und man muss sich dem Feedback des Publikums stellen. Wie war dein erstes Mal? Und was würdest du jenen Menschen raten, die sich bisher noch nie auf eine Bühne gewagt haben, aber davon träumen?

Ich war 15 und scheiße nervös. Mein Text war (nicht im Dialekt) furchtbar pathetisch und sehr, sehr weltverbessernd. Genauso, wie ein erster Text sein muss. Ich bin meinen ersten Schritten und allen die mich in der Slamszene begleitet haben sehr, sehr dankbar. Heute stehe ich der Kommerzialisierung des Poetry Slams eher kritisch gegenüber. Damals waren es Nerds und Freund*innen, die sich gegenseitig eigensinnige Texte vorgetragen haben und danach zusammen auf ein Bier oder einen Saft gegangen sind. Es ging um die Freude an der Kreativität und die Gaudi danach. Es ging nicht um das Perfekte, um die Erfolge. Ich hab mich so richtig gefühlt, so als hätte ich einen Platz gefunden. Heute stehen da fesche, großteils heteronormative Wohlstandskids, welche aaglatte Texte schreiben, um einem linksliberal-bekehrten Publikum Themen vorzupredigen, welche ohnedies Konsens sind, in einer Metrik und Machart, die sich von den restlichen Beiträgen nicht unterscheidet. Da würde ich mich heute nicht mehr hintrauen. Dort fühle ich mich nicht mehr wohl.

Allen, die sich selbst auf einer Bühne probieren wollen, rate ich es, dass sie Bühnen finden, auf denen sie sein können, wer sie sind. Das können vereinzelt Poetry Slam-Bühnen sein, das können Open-Mics sein, das können irgendwelche Talent-Wettbewerbe in irgendeinem Kaff in Hintertupfing sein, das kann die Regional-Theaterbühne sein, das kann ein Rhetorik-Seminar auf der Uni sein, ihr wisst was ich meine. Es geht niemals um den Applaus oder ums Prestige, das man erntet. Die Leute, die einem applaudieren, bewerten vielleicht deinen Auftritt, starren dich an oder jubeln dir zu. Aber sie leben nicht in deiner Haut. Die müssen nicht zufrieden mit deinem Auftritt sein. Selbstzufriedenheit ist immer ein gutes Ziel. Ehrlich zu sich sein, im Text, im Vortrag, im Umgang mit Freude oder Enttäuschung danach. Perspektiven erweitern. A Gaudi haben. Nicht die Geduld verlieren. Niemand stellt sich auf die Bühne und ist Profi. Es braucht Übung, Erfahrung, Erlebnisse. Grundsätzlich: Sich einfach nix scheissen. Wos soid scho passion? ■

Anna Lena Obermosers Hörtext »Schnee« finden Sie auf: www.oeda.at/salzburg-hoeren

nächste Termine vom V.O.L.T: 24. 11 | 14. 12. | 19.1. - 20:00
PostgarageCafé, Dreihackengasse 42, Graz (postgarage.at)

» MAN MUSS BEREIT SEIN, AN TEXTEN ZU ARBEITEN «

Morgenschtean-Redaktionsmitglied **Katherina Braschel** im Interview

Du bist in Salzburg aufgewachsen und lebst in Wien. Wo würdest du deinen Dialekt verorten?

Irgendwo auf der Westbahnstrecke dazwischen. Manche Ausdrücke habe ich zwischen den Sitzreihen im Zug herausgekletzelt, als man von Wien nach Salzburg noch über drei Stunden gefahren ist, manche hab ich beim Zähneputzen in 1030 gefunden (»Giftschipperl«!) und ein paar hat mir die Salzach beim Biertrinken am Elisabeth Kai angeschwemmt.

Dialekt ist ja nie etwas Statisches, das man ganz genau verorten kann (sorry, Sprachwissenschaft). Sicher hört man manchmal, dass ich aus Salzburg bin, aber »dooni« habe ich sicher von einer Freundin aus Oberösterreich übernommen und andere Dinge von anderen Menschen. Es ist immer ein Konglomerat, das ist ja auch das Schöne daran.

Du schreibst nicht nur, aber auch im Dialekt. Wie kam das?

2013 wurde der *AnnoDialektDonnerstag* gegründet und da ich damals schon viel beim *Anno Literatur Sonntag* war, bin ich auf Dialektliteratur abseits von Heimatgstanzl'n und so aufmerksam geworden. Das hat dann vielleicht ein bisschen passiv in meinem Hirn dahingeköchelt und irgendwann gab es ein Thema, einen Text (»Hoiz hockn«), der unbedingt heraus musste und das im Dialekt. Es hat einfach nicht anders gepasst. Danach habe ich mich dann mehr mit Dialektliteratur beschäftigt, meine eigenen Vorurteile ihr gegenüber abgebaut und gesehen, wie vielseitig dieses Feld ist.

Die Auseinandersetzung mit Dialekt(en) fand ich schon immer spannend, manchmal auch einfach lustig und oft erzählen Dialektworte sehr viel mit. Und das kann eine als Schriftstellerin ja nur interessieren.

Außerdem gibt es gewisse Ausdrücke im Standarddeutschen schlicht nicht beziehungsweise keine Äquivalente, die genau dasselbe ausdrücken. »Am Oasch gehn«, zum Beispiel, oder »zach« (beides brauche ich sehr viel).

Deine Texte behandeln meist aktuelle Themen und gehen nahe. Wann entscheidest du dich bei einem Text für den Dialekt?

90 Prozent meiner Texte entstehen im Standarddeutschen, bei den restlichen 10 Prozent, die im Dialekt sind, liegt es oft an einer Formulierung, einem Satz, den ich irgendwo gehört oder gedacht habe, der hängen geblieben ist und von dem ausgehend sich ein ganzer Text (oder zumindest eine Textidee) entfaltet. Manchmal liegt es daran, dass das Standarddeutsche das Vokabular einfach nicht hergibt (wie bei den Beispielen oben), manchmal daran, dass sich eine gewisse Stimmung in meinen Augen besser im Dialekt erzeugen lässt.

Du arbeitest nun schon seit einigen Jahren in der Morgenschtean-Redaktion mit und bist dort unter anderem für die Textauswahl zuständig. Welche Texte sind es, die dich persönlich besonders packen?

Die ohne Pathos, die klug gearbeitet sind. Texte, bei denen man merkt, der*die Schreibende hat seinem*ihrem Text vertraut und muss nichts erklären, sondern lässt den Text die Erzählung tragen. Die Texte, die mit einem feinen Gespür etwas Zwischenmenschliches aufgreifen und die politischen Texte, die ohne plumpe Gemeinplätze auskommen. Und die, wo ich nicht das Gefühl bekomme, der*die Schreibende hat mit Gewalt einen Text zum ausgeschriebenen Thema aus sich herauszungen oder das Thema im Nachhinein mit einem mittelgut passenden Satz in einen bestehenden Text hineingeworfen, man merkt das ja beim Lesen.

Liest du privat auch viel Dialektliteratur?

Tatsächlich lese ich weniger, aber höre Musik im Dialekt. Eine Band, ohne die ich nicht mehr kann, ist *Dritte Hand*. Es gibt keinen Song, der mich da nicht zu awi fongd, durchbeidd und bessa wieda aufalossd. Das kann ich zum Duschen, zum Tanzen, zum Zugfahren, zu allem hören.



Katherina Braschel, Foto: © Leonhard Pill

Wenn ich mal wieder richtig weinen will, höre ich »zehna« von SarahBernhardt (es gibt aber auch genügend Songs ohne Tränenfunktion, außerdem ist das recht subjektiv, will nur dazu gesagt sein). Wenn ich breit grinsen will, höre ich die *Gesangskapelle Hermann*. Literarisch hänge ich an den Texten von Christine Nöstlinger. Und an denen von Redaktionsmitglied Anna Stiegler.

Du engagierst dich in den Redaktionen von Literaturzeitschriften (neben dem Morgenschtean auch bei &Radieschen), auch leitest du diverse Schreibwerkstätten. Sprich: Es ist dir ein Anliegen, neue, noch nicht so bekannte Autor:innen zu fördern. Wie hast du diese Leidenschaft entdeckt und warum ist dir das so wichtig?

Im Grunde ist es recht einfach: Wir fangen alle irgendwo an. Niemand schreibt einen ersten Text und wird groß veröffentlicht. Aber diese ersten Veröffentlichungen und Lesungen geben Zuspruch und ein erstes literarisches Selbstvertrauen.

Würde ich meinen ersten Text, der damals 2012 oder 2013 in *&Radieschen* erschienen ist, nochmal so schreiben oder veröffentlichen? Nein, sicher nicht. Und das ist völlig okay und gut so, es ist ja schließlich Zeit und Arbeit an meinem Schreiben vergangen. Aber diese Veröffentlichung war wichtig, genau wie meine erste Einzellesung im Café Anno.

Deshalb ist mir auch die Arbeit beim *Anno Literatur Sonntag* so wichtig. Ganz viele Schriftsteller*innen machen bei *&Radieschen* oder im Café Anno ihre ersten Gehversuche. Es muss nicht perfekt sein, man kann sich ausprobieren. Es ist ein wertschätzender Rahmen und die niederschwellige Möglichkeit auf eine abendfüllende Einzellesung.

Und bei den Schreibwerkstätten ist es mir vor allem wichtig, Literatur und Schreiben als ein Gespräch zu vermitteln, als etwas Dynamisches, das wachsen kann. Ich sage immer, jede Person kann schreiben, man muss halt nur dazu finden, was man wie schreiben will und bereit sein, an Texten zu arbeiten. ■

» FÜR DEN DIALEKT ENTSCHEIDE ICH MICH EHER UNBEWUSST «

Katharina J. Ferner lebt als Poetin und Performerin in Salzburg. Viele Jahre hat sie in der *Morgenschtean*-Redaktion mitgearbeitet, was sie motivierte, selbst Gedichte im Dialekt zu verfassen.

Sprache und Sprachklang sind dir wichtig, nicht nur in deiner Lyrik, sondern auch in deiner Prosa. Du bezeichnest dich deswegen auch ganz bewusst nicht als Autorin, sondern als Poetin. Wann hast du die Lyrik für dich entdeckt – als Lesende und auch als Schreibende?

Allerdings, ich glaube jedoch auch dran, dass Sprache und ihr Klang in der Prosa wichtig sind. Mir ist es aber ein Anliegen, durch die Positionierung der Poesie zu bewusster Präsenz zu verhelfen. Gedichte haben mich schon seit der Schulzeit begleitet und interessiert. Ich denke da an Else Lasker-Schüler ebenso wie an Mascha Kaléko oder später Uljana Wolf. Geschrieben habe ich sie damals auch schon, aber ihre Eigenständigkeit haben sie vermutlich erst durch die Arbeit am ersten Lyrikband bekommen.

*In einem Essay im Wespennest schreibst du, dass du durch deine Mitarbeit bei der Ö.D.A. und den Kontakt zu Dialektautor*innen auch selbst begonnen hast im Dialekt zu schreiben. Wie kam das? Kannst du dich da noch an einen zündenden Moment erinnern?*

Einerseits setzt die ständige Beschäftigung mit verschiedenen Dialekten auf ganz natürliche Weise den Prozess in Gang, dass man die eigene Mehrsprachigkeit genauer unter Beobachtung stellt. Andererseits gab es konkrete Motivationen, wie das beständige Nachhaken von Andreas Plammer, wann ich denn nun einmal

etwas im Dialekt schreiben würde. Das steti-ge Einhören durch die Lesereihe *Anno Dialekt Donnerstag* und der Besuch unzähliger *Dritte Hand*-Konzerte haben mich auf dem Weg begleitet. Letztendlich wagte ich dann wohl durch die Methode der Gegenüberstellung von Dialekt und Hochdeutsch, wie es Michael Stavarič in seinem Gedichtband »in an schwaoazzn kittl gwicklt« macht, den entscheidenden Schritt.

Mittlerweile hast du neben zwei Romanen auch zwei Lyrikbände veröffentlicht. Im ersten mit dem Titel »Nur einmal Fliegenpilz zum Frühstück« (Limbus 2019) spielt der Dialekt eine zentrale Rolle, aber auch in deinem zweiten Lyrikband »Kröten-tage« (Limbus 2022) finden sich Dialektgedichte. Auch für die Salzburger Krone dachtest du in Hochdeutsch und im Dialekt. Wann entscheidest du dich für den Dialekt und wann für Hochsprache?

Für den Dialekt entscheide ich mich eher unbewusst, außer es ist im Vorhinein klar, dass es zwei Sprachversionen geben soll, wie in den Gedichten für die Salzburger Krone.

*Viele Dialektautor*innen sehen es als große Herausforderung, den eigenen Dialekt in Schrift zu übersetzen. Wie ging es dir damit am Anfang? Beziehungsweise hast du Tipps für Autor*innen, worauf sie achten sollen?*

Bei der Verschriftlichung denke ich erst einmal daran, dass ich selbst das Geschriebene wieder lesen oder vorlesen können muss. Später erst



Katharina J. Ferner, Foto: © Mark Daniel Prohaska

achte ich auf Einheitlichkeit oder aber auf bewusste Brüche. Gerade bei häufigen Wörtern wie »oiwei« oder »ollewei« variere ich je nachdem, zu wem ich gedanklich spreche. Außerdem ist handschriftliches Notieren für den Anfang wesentlich einfacher, einfach weil da kein automatisches Wörterbuch eingreift und man verschiedene Versionen schnell visualisieren kann. Möglicherweise bin ich da auch altmodisch.

Du reist gerne. Wie ist das denn, wenn du in Österreich, in der Schweiz oder in Deutschland unterwegs bist? Sind es auf deinen Reisen auch die Dialekte, die dich interessieren?

Ja, es ist eigentlich unwesentlich, in welchem Land ich unterwegs bin. Sprache interessiert mich, Dialekt insbesondere, weil es darin oft noch mal eine tiefere Ebene zu entdecken gibt.

Im Moment bist du gerade als Writer in Residence in Lettland. Wie geht es dir mit der lettischen Sprache? Wird etwas von ihrem Klang in deine Gedichte einfließen – oder ist dir diese Sprache dann doch zu fremd?

Lettisch kann ich zum aktuellen Zeitpunkt noch schwer durchschauen. Dass früher oder später irgendetwas davon in meine Gedichte einfließen wird, ist ziemlich wahrscheinlich. ■

Katharina J. Ferners Hörtext »amore« finden Sie auf: www.oeda.at/salzburg-hoeren

Am 15. Februar 2024 liest Katharina J. Ferner um 20:00 beim **Anno Dialekt Donnerstag** (Lerchenfelder Str. 132, Wien)

» WARUM SOLLTE ICH MEINE URSPRÜNGE VERLEUGNEN? «

Brigitte Menne über das Schreiben

(Auszug aus dem 6-Fragen-Interview auf oeda.at, 2022)

Warum Literatur?

Lesen liegt der Literatur zugrunde. Ohne Lesen entsteht kein Schreiben. Wir haben schon vergessen, wie wir selber zu lesen angefangen haben. Aber wir sehen bei kleinen Kindern, dass sie alles abschlecken. Wie liest ein kleines Kind? Es nimmt alles in den Mund, durch Kosten liest es lingual, lingua die Zunge heißt ja auch Sprache. Bevor es noch »Mama« sagt, weiß ein Kind wie die Mama schmeckt. Alles wird im Mund erkundet. Alles wird gekostet. Die Zunge / Sprache definiert alles. Später wollen wir nicht mehr alles in den Mund stecken und kosten, weil wir glauben, bereits begriffen zu haben, wir äußern das lingual Erfasste im Sprechen. Der Mund ist die Schranke, die alles Ergriffene passiert, von außen kommt es über die Lippen hinein in den Erkundungsraum, die Zunge prüft und transformiert, und was sie begreift, kommt als Begriff(enes) wieder heraus. In tausend Zungen dasselbe Ding. Ein Ding in tausend Idiomen. Das erste Gedicht der KENTAURIN heißt deshalb »erste worte«, es ist ein graphical poem über anfängliche Interaktionen wie Worte des Erschreckens, Hilferufe, Vereinbarungen zur Flucht, die erste Mitteilung am Telefon bis »HALLO I BIMS« als Beispiel von Jugendsprech im Internet.

Wir halten daran fest als »kostbar« zu bezeichnen, was wir goutieren und was uns die Welt erschließt, diese ganzen vorgekosteten Weltbausteine. Literatur imitiert das ursprüngliche Kosten von allem, sie macht das Vorfindliche kostbar und das Nichtssagende sprechend. So gesehen ist Literatur nicht etwas Nachgeordnetes, eine Verfeinerung oder Sublimierung von verbalem Rohmaterial. Literatur ist die Urerfahrung, weil sie die Schriftlichkeit der Welt voraussetzt. Literatur ist das Aufgelesene, ist primäre Lektüre, Zungenwerk, das durch Ausspucken lingual Begriffene, das Auslegbare. Alle Welt ist Schrift und viele Welten sind in den Schriften der Welt.



Brigitte Menne Foto: © Laura Tomicek

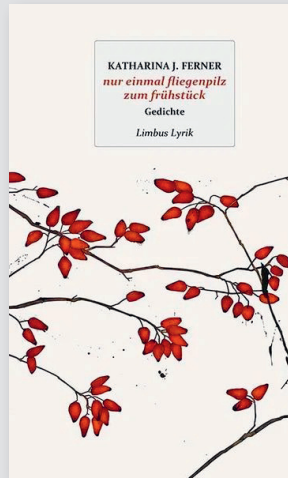
Für mich hat Literatur ein vergessenes stummes h nach dem ersten t: LITHERATUR erinnert an den entwicklungsgeschichtlichen Beginn des Lesens, an das Stierlen und Auseinanderklauben eines Durcheinanders, ein Strukturieren mit dem Schnabel wie es die Vögel tun: Auslegungen des Vorgefundenen, die Lese. Vögel machen mit dem Schnabel ein förmliches Gedicht, einen Zauberspruch, um damit ihr Gelege zu schützen: Wir sagen dazu »Nest«.

LITH von altgriechisch lithos, der Stein, Urelement in der Geschichte der Menschen: Steine des Begreifens und des Anstoßes. Kieseln sind liniert, gestreift, punktiert, farbig, flach, rund, glatt, rau oder sonst irgendwie, sind urtümliche Lettern. Lege Kieseln zu Linien, Begrenzungen, Einfriedungen, Markierungen, Spielen, Hinweisen ... Geschleuderte Steine machen eine ballistische Kurve: einen Entwurf, eine (Streit-)Schrift. ERA von Ära: Zeitabschnitt, Epoche; von lateinisch aes = Erz, Bronze, Kupfer, Geld, Wert. Die frühen Zeitalter der

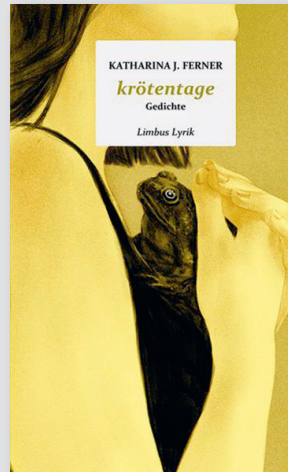
Menschheit sind in Epochen (Ären) von Stein und Erz gegliedert: das Paläolithikum, die Altsteinzeit ... die Bronzezeit, die Eisenzeit. Im »Er-ratischen Zeitalter« (so nenne ich das »Anthropozän«) sind wir vom Stofflichen abgeschnitten, verirrt im Virtuellen, im Alles-Möglichen, in der Geltungszeit, Geldzeit - Zeit als Geld - stellt den globalen Wert. Litheratur macht uns erinnern an das analphabetische poetische Tun, an die Welt als erste Lektür. – Poetisiert euch! sagte Pasolini, der Seismograph. T ist das Zünglein in Natur und Kultur, wo das Drama der Geschlechtlichkeit aufbricht, eine Peitsche für die Zunft der LiteratInnen. UR anfänglich Vorsilbe, ur-sprünglich, ur-schriftlich ... verweist auf etwas vor unseren Schriftsystemen, als Nachsilbe in Nat-ur und Kult-ur an die beiden Vorbedingungen der Literatur.

Warum Dialektliteratur?

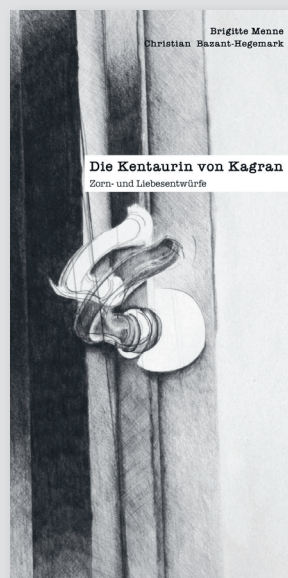
»De is a Ri-watsch« haben sie über mich gesagt. Ich hatte ein Gefühl dafür, warum sie mich »an Ri-watsch« nannten: »ri-warat« sein heißt rau, ungehobelt sein. So haben sie mich halt gesehen. Warum sollte ich meine Ursprünge verleugnen? – Manches lässt sich nur im Dialekt sagen. Wenn ich intellektuell gefordert bin etwas klar zu formulieren, rede ich in österreichischem Schriftdeutsch. Wenn ich aber eine Gefühlssache schön deutlich machen will, red ich in Dialekt. – In »de soe-aufsicht spricht« lasse ich die Venus von Willendorf als Saalaufsicht im Naturhistorischen Museum auftreten, sie stellt sich prähistorisch und natürlich im Dialekt vor. Das ist ein wichtiges Gedicht für mich, wird aber wenig beachtet. ■



Katharina J. Ferner:
nur einmal fliegenpilz zum
frühstück
Limbus, 2019
ISBN 978-3-99039-143-3
96 S. | € 15,00



Katharina J. Ferner:
krötentage
Limbus, 20122
ISBN 978-3-909039-219-5
96 S. | € 15,00



Brigitte Menne:
Die Kenturin von Kagraan
Zorn- und Liebesentwürfe
mit Zeichnungen von
Christian Bazant-Hegmark
fabrik transit, 2020
ISBN 978-3-90-3267-14-5
196 S. | € 18,00

» PLÖTZLICH HAT EINFACH ALLES GESTIMMT «

Ronnie Rohrecker ist in Salzburg zur Welt gekommen und verfasst unter anderem Limericks. Im Sommer hat sie das traditionelle walisische Lied »Defaid William Morgan« in den Salzburger Dialekt übertragen und im Zuge unseres Online-Projekts »Österreich Hören« gemeinsam mit Freund*innen vertont.

*Liebe*r Ronnie – Wie bist du eigentlich dazu gekommen, im Dialekt zu schreiben?*

Ich glaub, das Erste, was ich im Dialekt geschrieben hab, war eine Reihe von Limericks. Ich war da mit einer sehr lieben Freundin auf einer Alpenüberquerung und hab meinen Reiseführer zu ernst genommen, der behauptet hat, für (weitere) Bücher sei kein Platz im Rucksack und es sei sowieso viel geiler, sich mit den Leuten zu unterhalten, die mensch auf den Hütten trifft. (Spoiler Alert: Das ist was für Leute, deren Hirn pausenlos neue Eindrücke aufnehmen kann, da gehör ich absolut nicht dazu!)

Die Entscheidung, kein Buch mitzunehmen, hab ich spätestens am zweiten Abend bereut und das Einzige, was mir geholfen hat, zwischen durch von den vielen erlebten Dingen ein bisschen runterzukommen, war, selbst was zu schreiben. Ich hab das dann auch während dem Gehen gemacht, da haben sich mit einem kurzen, klaren Rhythmus und dem fürs Merken sehr hilfreichen Endreim schnell Limericks als Wahlform meines Ausdrucks herauskristallisiert. Als kleine Herausforderung hab ich's nach dem Englischen auch auf Schriftdeutsch versucht – das war ein ziemlicher Reinfluss, alles hat irgendwie gestelzt und unnatürlich geklungen ... Und dann bin ich auf Dialekt umgeschwenkt und plötz-

lich hat einfach alles gestimmt. Das hat so gut zusammengepasst, die Leichtigkeit, mit der sich die Wörter verbinden, die Mündlichkeit – Limericks sind ja vor allem da, um vorgelesen oder zumindest vorgelesen zu werden –, stellenweise auch die erforderliche Unverfrorenheit ... Mir ist vor kurzem aufgefallen, dass ich auf Hochdeutsch vieles kann, aber glaubhaft schimpfen gehört wirklich nicht dazu! Und während ich so reimend und gelegentlich Obszönitäten von mir gebend über Bergbäche gehüpft bin, ist mir klar geworden, dass manche Texte nur in einer Sprache funktionieren, die einem tatsächlich als Alltagssprache dient.

Du warst gerade in Wales, bist dort über ein Lied gestolpert und hast dich entschieden, es in den Salzburger Dialekt zu übertragen. Wie kam es dazu?

Das Lied heißt im Original »Defaid William Morgan« also »Die Schafe des William Morgan« und handelt von einer rebellischen Schafherde, die ihren menschlichen Nachbar_innen in irgendeinem walisischen Ort das Leben schwer macht, weil kein Zaun sie halten und weder Hunde noch Polizisten sie davon abschrecken können, den Leuten ihre Gärten leerzufressen. Besonders schön finde ich, dass den Schafen nichts passiert, sondern die Auflösung des Ganzen ist, dass sie im Sommer ein

paar Monate in den Bergen verbringen, wodurch den Menschen eine Verschnaufpause von den frechen Schafen vergönnt ist.

Zwei Dinge für die ich mich sehr begeistern kann, sind revolutionäres Liedgut und Sprachen und jedes Mal, wenn ich länger als ein paar Tage wo zu Besuch bin, wo Leute eine andere Sprache sprechen als Deutsch oder Englisch, versuch ich, sie dazu zu überreden, mir ein neues Lied beizubringen. Diesen Sommer war das eben »Defaid William Morgan«, das eine sehr in die walisischen Sprach- und Befreiungskämpfe involvierte Freundin für mich ausgegraben hat. Ich hab dann immer das Bedürfnis, die Lieder zu übersetzen, damit andere Menschen sie auch leicht verstehen und singen können. Meist mach ich das auf Standarddeutsch, weil ich da meinen ganzen Arbeiter_innenliederpathos auspacken kann, aber dieses Lied hat mich so sehr an die Hirtaliada meiner Kindheit erinnert, dass mir klar war, das wird nur in einer Dialektversion so richtig gut. Deswegen ist dann natürlich aus dem Schäfer William Morgan auch der Morgan William geworden.

Hast du Vorbilder?

Ich mag es, wenn literarische Texte sich lesen, als wären sie eigentlich aus einer oralen Erzähltradition. Wenn sie so klingen wie Leute reden und

wie Leute es auch verstehen, aber auch so, dass mensch merkt, dass da rhetorische Kniffe verwendet werden, die seit Generationen erprobt und verfeinert worden sind. Ich mag Bücher, bei denen mensch gar nicht anders kann, als sie vorzulesen, und so schreib ich auch gern, mit vielen Wiederholungen, Alliterationen, mit bewusstem Rhythmus...

Eine Autorin, deren Stil ich sehr bewundere ist die Kanadierin Kai Cheng Thom. Letztes Jahr hab ich auch Jean Giono für mich entdeckt, als ich »Regain« gelesen hab. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, eine Person aus der Gegend, in der ich aufgewachsen bin, erzählt mir eine Geschichte – und das obwohl das Buch auf Französisch war! Naja und was richtig gute Dialoge angeht, komm ich immer wieder zurück zu A. A. Milne beziehungsweise Harry Rowohlt und ihren jeweiligen Versionen von »Winnie the Pooh« Die Übersetzung war die erste Audiokassette meiner Kindheit und wenn ich heute mal zur Entspannung wieder »Pu der Bär« lese, dann hör ich die Stimmen der Bewohner_innen des Hundertsechzig-Morgen-Walds immer noch so, wie von Harry Rowohlt eingelesen.

Und was liest du jetzt gerade?

Ich hab mir diesen Herbst in einem kleinen Marathon fünf Bücher von Akwaeke Emazi reingeknallt. Dann hab ich alle Jane Austen-Romane wiedergelesen – scheinbar lass ich mich gern auf eine_n Autor_in komplett ein und komm erst wieder raus, wenn ich durch alle Werke durch bin, die mir gerade zur Verfügung stehen – und ein paar lang unveröffentlichte (und deswegen uneditierte) Schnipsel, die allerdings eher linguistisch als literarisch interes-

sant waren ... Und zuletzt war »Fun Home« dran, ein Comicband von Alison Bechdel, war allerdings nicht so fun, der Titel bezieht sich auf das Bestattungsunternehmen (Funeral Home) der Familie und es geht vor allem um die heimliche Homosexualität und den frühen Tod Bechdels Vaters. Also keine leichte Kost, aber sehr lesenswert, vor allem für Menschen, die historische und/oder aktuelle politische Comicbücher ähnlich lieben wie ich. Ich glaub, es gibt kaum was, was ich so verschlingen kann, wie gut recherchierte historische Forschung, die möglichst niederschwellig zugänglich gemacht wird – durch Bilder oder wörtlich eingebaute Zeitzeug_innenberichte. Und am schönsten ist es, wenn dabei Leute zu Wort kommen, die sonst oft nicht als Individuen in die Geschichtsbücher eingehen, wie People of Colour, queere Personen, Behinderte, Arbeiter_innen, viele mehr und jede erdenkliche Kombination aus diesen Gruppen.

Andere Frage: An welches Ereignis denkst du besonders gerne zurück?

Ich hab richtig lang über diese Frage nachgedacht, bis mich ein befreundeter Mensch drauf hingewiesen hat, dass es nicht darum geht, die ultimativ beste Erinnerung zu finden, sondern einfach eine, die mir spontan einfällt. Und jetzt im Kontext dieses Interviews denk ich an Wales. Also. Wie das in Südwales meiner Erfahrung nach immer notwendig ist, haben wir jeden nicht komplett verregneten Tag für einen Ausflug genutzt – meist durch Nebelschwaden und ebenfalls ganz schön frech wirkende Schafherden zu einem Wasserfall, einem sagenumwobenen See, einem Steinkreis oder einem Berggipfel ... Aber an einem Tag waren wir stattdessen im Kino. Im Nachbartal in einem kleinen Arbeiter_innenort hat sich der dortige Bergarbeiterverein mit Geld aus den monatlichen Mitgliedsbeiträgen ein eigenes Kino hingestellt. Ein Prunksaal und ein kleinerer Raum, vergoldete Lampen,



© Ronnie Rohrecker, privat

Am Morgan William seine Schafön

Bei ins is fost wias Paradies
 Nua ans duad olle Leid quön
 Und wos uns so am Zoaga gehd
 San Morgan William seine Schafön

Ref: William seine Schafön
 William seine Schafön
 Und wos uns so am Zoaga gehd
 San Morgan William seine Schafön

Wonnst wüst im Goatn Zwüfön ziang,
 Den Zaun brauchst goa ned aufstön
 Es Kraut und d'Ruam wead neamd probian
 Nurm Morgan William seine Schafön

Ref

Und wonns eam reicht und as vakauft
 Föns scho beim eastn Ozöhn
 Se keman oiwe wiada hoam
 Am Morgan William seine Schafön
Ref

Ois wiad besetzt, se fiachtn neamd
 Gonz wuascht, wia sea de Hund bön
 Koa Auto ned und koan Gendarm
 Am Morgan William seine Schafön
Ref

Najo, im Summa auf da Oim
 Gibts Kreidln gnuag und Bleamön
 Do kemans hi und mia hom Rua
 Vom Morgan William seine Schafön

William seine Schafön
 William seine Schafön
 Und mia hom oi a Zeidl Rua
 Vom Morgan William seine Schafön

Defaid William Morgan
 Defaid William Morgan
 Yr hyn sy'n poeni'r ardal hon
 Yw defaid William Morgan

Stuck, Popcorn und alles, was dazugehört. Und weil es grad Zeit für Barbie war, wir natürlich alle in pink und so offensichtlich trans wie wir nur sein konnten. Irgendwo am Land in einem Bergarbeiterkino. Und dann? Dann war es ein richtig schöner Ausflug. Die Kinomitarbeiter_innen waren herzlich und lieb, wir durften in alle Räume reinschauen und die alte Dame, die die Tickets gezwickt hat, ist am Ende extra vorbeigekommen, um unsere Meinung zum Film zu hören und uns zu sagen, wie schön sie es findet, dass sie uns getroffen hat. Und irgendwie ist das nur eine kleine Sache, aber wenn Leute aus verschiedenen marginalisierten Gruppen aufeinander treffen und gemeinsam eine schöne Zeit haben, dann geht mir jedes Mal das Herz auf und alles wirkt plötzlich viel machbarer.

Woran arbeitest du derzeit?

An einer Reihe von lebensgeschichtlichen Interviews zum Thema Geschlechtervielfalt – ich interviewe im Rahmen des Oral History Projekts *MenschenLeben* inter_trans_non-binary Personen über ihr Leben. Die Interviews, bei denen die Interviewpartner_innen dem zugestimmt haben, werden voraussichtlich nächstes Jahr auch auf der *MenschenLeben*-Website veröffentlicht.

Und an dieser Liedersammlung – also der Sammlung von Übersetzungen revolutionärer Lieder aus allen Gegenden, in denen ich bis jetzt unterwegs war. Bis das genug Lieder sind, um was draus zu machen, wird es allerdings wahrscheinlich noch etwas dauern. ■

Die vertonte Version von
»Am Morgan William seine Schafön«
 finden Sie auf
www.oeda.at/salzburg-hoeren.

Das Lied wurde von Ronnie Rohrecker gemeinsam mit siers Freund*innen Liliana und Rave eingesungen.



»AM ENDE STEHT IMMER DIE ENTSCHEIDENDE FRAGE: IST ES GUT GEMACHT ODER NICHT?«

Der Grazer Autor **Harald Letonja** war zu Gast in der zweiten Folge von DialektSHOG. In der Sendung drehte sich diesmal alles um die Motivationen, warum Autor:innen im Dialekt schreiben. Vorab hat uns der Autor ein paar Fragen beantwortet.

Lieber Harald, du schreibst deine Gedichte im Grazer Dialekt und übersetzt auch englischsprachige Songs. Wie bist du zum Dialekt gekommen?

Meine Beziehung zum Dialekt ist schnell geschildert: Als Kind habe ich mich nicht für Dialekt interessiert — weil ich ganz selbstverständlich damit aufgewachsen bin. Es war meine Sprache. Die habe ich von Anfang an im Hals gehabt. Die Geschwister, die Nachbarn, die ganze Vorstadt-Umgebung, die Spiel- und Schulkameraden, das alles zusammen hat mein Sprechen geprägt. Alle um mich herum haben im Dialekt gesprochen. Die einzige Ausnahme war meine Mutter. Im Gegensatz zu meinem Vater, der ein Grazer war, stammte sie aus Danzig, das war zur Zeit ihrer Kindheit noch eine deutschsprachige Freie Stadt. 1945 musste sie von dort flüchten. Sie hat, bis zu ihrem Tod vor einigen Jahren, mit über 90, immer ihre klare und sprachlich korrekte norddeutsche, leicht preußische Ausdrucksweise und Sprachfärbung beibehalten. Das haben wir Kinder nicht übernommen, das wäre absurd gewesen, dann dazu war der Eindruck, der sprachliche Druck der Dialektumgebung zu dominant. Wir haben diese klare Sprache unserer Mutter aber immer im Ohr gehabt. Das hat dazu geführt, dass wir zum Beispiel keine Probleme hatten, den 3. vom 4. Fall zu unterscheiden. Außerdem hat uns unsere Mutter schon ganz früh so exotisch klingende Wörter wie Kolon oder Semikolon nahegebracht, als die LehrerInnen immer nur von Doppelpunkt und Strichpunkt gesprochen haben.

Gibt es Vorbilder – beziehungsweise, wer hat dich geprägt?

Als Kind war für mich die Nachbarschaft prägend. Die Grazer Moserhofgasse, in der ich aufgewachsen bin, hatte in meiner Kindheit und Jugend noch den Beinamen »Windische Herrengasse«. Die abschätzige Bezeichnung »windisch« bezog sich auf die vielen Menschen in der Gasse, die wie mein Vater slowenische Wurzeln hatten. Der Vergleich mit der prunkvollen Herrengasse im Zentrum war eine ironische Bezeichnung. Damit war gemeint, dass die Moserhofgasse eleganter sein wollte, als sie tatsächlich war.

Viele Nachbarinnen und Nachbarn hatten einen starken slowenischen Einschlag in ihrem Dialekt, der uns erst mit der Zeit alles verstehen ließ, was sie uns in ihrer melodisch auf- und absteigenden Sprachmelodie sagen wollten. Der Dialekt mit seinem besonderen Sprachklang wurde für mich zur Selbstverständlichkeit. Ich schreibe sowohl in Hochsprache als auch im Dialekt. Beim Dialekt hat man zwar nicht mehr Möglichkeiten als in der Hochsprache, aber der Dialekt hat andere Möglichkeiten, die die Hochsprache nicht kennt.

Frühe Einflüsse in meiner späteren Jugend waren, wie bei so vielen Dialekt-SchriftstellerInnen, der Sprachgott H. C. Artmann mit seiner »schwoazzn dintn« — damals für mich ein Erweckungserlebnis, vor allem, was die Transkription, das Umsetzen von Sprache in sichtbar gewordene Sprache, also Schrift betrifft. Weiters auch Christine Nöstlinger mit ihren großartigen Dialektgedichten in dem Gedichtband »iba de gaunz oamen leit«.

Dann selbstverständlich die unendlich große Austropop-Szene mit Ambros, Danzer und vielen anderen. Sehr beeindruckt hat mich auch Arik Brauer, der die Szene um den jiddischen Einfluss bereichert hat und eine ganz raffinierte Art zu reimen hatte. In der Steiermark waren und sind wir ohnehin bis heute gesegnet mit STS, EAV und vielen, vielen anderen.

Was bietet dir der Dialekt für deine Literatur, was die Hochsprache nicht bietet?

Wie hier schon mehrfach und übereinstimmend gesagt wurde, herrscht Einigkeit darüber, dass jeder Dialekt seine eigene Melodie hat, dass der Dialekt viel mit Gefühlen, Emotionen zu tun hat und dass er im Gegensatz zur Hochsprache eine sehr direkte Form des Ausdrucks ist.

Weil das so ist, schreibe ich Gedichte und Songtexte oft im Dialekt. Der Dialekt ist bildhafter, saftiger. Und sein Vokabular ist sinnlicher als das der Hochsprache.

Daraus ergibt sich eine bestimmte Weichheit, wurde in einem Interview* gesagt. Das ist bei einigen Dialekten so. Aber in meinem Fall, im Grazer Dialekt, gibt es viele kurz und hart ausgesprochenen Wörter, die nicht durch Dehnen in eine weiche Form gezwungen werden, wie das zum Beispiel im Wienerischen oft zu hören ist. Im Dialekt sind die Selbstlaute, die Umlaute und vor allem die Doppellaute bestimmender als in der Hochsprache. Wahrscheinlich sind unsere Emotionen seit Urzeiten von diesen Lauten begleitet. Sei es der Angstschrei bei der Begegnung mit einem gefährlichen Tier, ein Freudenschrei über endlich gelungenes Feuermachen bis hin zu den intimsten Begegnungen. Solche Ereignisse wurden und werden damals wie auch heute noch intensiv von ausgesprochenen oder auch ausgerufenen Selbstlauten, Umlauten oder Doppellauten begleitet.

Der Dialekt hat aber auch eigene Doppellaute, die in der Hochsprache nicht zu finden sind, wie ea, ou, oi, ia, ua, oa, und viel öfter als in der Hochsprache auch das ui. (Also zum Beispiel heast as net, seavas, geant, sou houch oubn, woid, koit, zoit, Hiataamadl, ziang, miassn, fui, ghuit, schuid, zua, gnua, schua, hean, plean, schtean, haot, boat, woat).

Interessanterweise gibt es im Englischen nicht wie bei uns nur drei oder vier, sondern gleich acht Doppellaute:

ou (low, go),
au (loud, mouse)
ai (light, bike)
ei (lay, face)

oi (boy, oil)
ia (steer, clear)
ea (air, chair)
ua (tour, poor)

Vielleicht ist diese Ähnlichkeit und das häufigere Vorkommen von Doppellauten, die im Englischen und in unserem Dialekt zu finden sind, dafür verantwortlich, dass englischsprachige Songs sich leichter in den Dialekt übersetzen lassen als in die dafür doch oft sperrige Hochsprache.

Wie bereits erwähnt, schreibst du nicht nur eigene Texte im Dialekt, sondern übersetzt auch Lieder wie etwa die von Leonard Cohen. Worauf legst du bei der Übersetzung beziehungsweise Übertragung dein Augenmerk?

»Sprachen sind nicht kompatibel«, hat einmal der Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler Raoul Schrott gesagt.

Und die große Schriftstellerin Maja Haderlap hat nicht nur den wunderbaren, erschütternden Roman »Der Engel des Vergessens« geschrieben, sondern auch den Gedichtband »Langsamer Transit«. Sie sagt in einem Gedicht, dass die Wörter, die den Fluss durchqueren, nur ja nicht glauben sollen, dass sie unversehrt, so wie sie waren, am Ufer der anderen Sprache aus dem Fluss steigen könnten.

Und Wolfgang Ambros, der Bob Dylan und auch Tom Waits übersetzt hat, meinte vor kurzem in einem Interview, dass man Tom Waits nicht übersetzen oder übertragen, also in den Dialekt hinübertragen kann. Und dann hat er den entscheidenden Satz gesagt: »Man muss versuchen, das zu sagen, was der Tom Waits versucht hat zu sagen. Und wenn das 1:1 in Worten nicht geht, dann muss man andere Worte finden, die das versuchen.«

Das Thema »Übersetzen« ist zu groß, um es hier auszuführen. Aber an einem kurzen Beispiel kann man sehen, was der Dialekt bei einem aus dem Englischen übersetzten Text vermag:

Es gibt in dem Song »America« von Paul Simon, noch gesungen von Simon & Garfunkel, die wunderbare Zeile *And the moon rows over an open field*. (der englische Doppellaute »ou« kommt drei Mal vor)

In die Hochsprache übersetzt, könnte man das etwa so formulieren:

Und der Mond steigt auf über offnem Feld
oder: Und der Mond hoch über dem offnen Feld.
oder: Und der Mond hoch ober dem offnen Feld

Im Dialekt (wo es das »ou« im Gegensatz zur Hochsprache ja auch gibt) könnte man das »*And the moon rows over an open field*« dann so übersetzen:
und da mond houch ouwa an oufnan fööd. — (»*sou houch oum, da mond*«)

In der zweiten Sendung von DialektSHOG, bei der du Gast sein wirst, steht unter anderem auch die Frage im Raum, ob gute Dialektliteratur von Menschen geschrieben werden kann, die selbst nicht im Dialekt sozialisiert wurden. Wie stehst du zu dem Thema?

Warum nicht? Karl Merkatz, der »Mundl«, war ein geborener Wiener Neustädter, das geht bei Wienern vielleicht noch durch. Wolfgang Böck ist in Linz geboren, hat in Salzburg und Graz studiert und hier Erfolge am Schauspielhaus und in der Oper gehabt. Soviel ich weiß, ist er erst mit über 30 in Wien als »typischer Wiener«, wie später in der Rolle des »Trautmann« bekannt geworden. Adi Hirschal ist geborener Innsbrucker und auch erfolgreicher Schauspieler auf deutschen und ös-

terreichischen Bühnen. Böck und Hirschal singen gemeinsam die typischen Wiener »Strizzilieder«. Allen dreien ist gemeinsam, dass sie Schauspieler sind und neben den Rollen, die dem Fernsehpublikum bekannt sind, viele Engagements und Erfolge an großen deutschsprachigen Bühnen gehabt haben. In Hochsprache selbstverständlich. Den Dialekt haben sie sich für ihre Rollen »angeeignet«. Wer Karl Merkatz einmal privat oder in Interviews gehört hat, der hat einen Menschen mit sehr gewählter, fast vornehmer Stimme, Wortwahl und Formulierung gehört. Der »Mundl« war eine Rolle.

Bei Gedichten, bei emotionaler Lyrik, kann es auch eine Rolle sein, in die man schlüpft, auch im Dialekt. Die Literatur und ihre Präsentation ist vielfältig geworden. Rap, Poetry Slam und kunstvolle Lesungen sind oft mit »Rollenspielen« verbunden. Wenn dadurch heute, auch mit Dialekt, andere, neue Zuhörergruppen angesprochen werden, sollte man das als Bereicherung sehen. Am Ende steht immer die entscheidende Frage: Ist es gut gemacht oder nicht? ■

DIALEKT

shoG

Die7shoG Sondersendung
mit österr. Dialektliteratur

FM 92,6

www.helsinki.at/livestream

7shoG
7 shades of GRAUKO

nächste Folge: Sonntag, 10. Dezember um 17.00

Informationen zur Sendung sowie alle bisherigen Folgen zum Nachhören auf:
www.oeda.at/radio

DER TIROLER DIALEKT IST FÜR IHN EINE 17-ER KRECHEL

Markus Köhle schreibt, um gehört zu werden. Er ist Sprachinstallateur, Literaturzeitschriftenaktivist und Papa Slam Österreichs.

Deine sprachlichen Wurzeln liegen in Nassereith in Tirol – und du bezeichnest dich selbst als Sprachinstallateur. Wenn wir in deinen Werkzeugkoffer blicken dürften: Welches Werkzeug wäre der Tiroler Dialekt für dich?

Eine 17er-Krechel. Ein brachiales aber patentees Tool. Kryptisch aber praktisch und natürlich auch sehr, sehr gefährlich. Denn die Krechel steht unter Starkstrom und das Handling will geübt, ja mehr noch, fast geerbt werden. Krechel-Handling lässt sich nicht erlernen, man muss damit auf- oder zumindest gut geleitet hineinwachsen. Ein Auswärtiger kann das nicht verstehen. Ich habe bewusst die männliche Form »Auswärtiger« verwendet, weil da der Tiger drinnen steckt, der gefräßig und gefährlich ist und das auch das Bild der Hiesigen, die Auswärtigen betreffend, ist.

Wer mehr über die Krechel wissen will, möge bei Martin Fritz nachlesen.

Hast du einen Lieblings-Dialekttext?

Aktuell ist es wohl das Bürgermeister-Telefonat im Roman »Das Dorf ist wie das Internet, es vergisst nichts«, denn das ist bezeichnend für mein Verhältnis zum Dialekt. Da ruft nämlich der Bürgermeister an, Lukas (so heißt der Protagonist) hebt ab und ist sofort drinnen im Dialekt, den er ja sonst nicht verwendet. So ist das auch, wenn die Mama anruft. Da braucht es gar kein großes Umstellen. Das geht nach wie vor flawless (um das mal so neudialektal auszudrücken). Ansonsten werde ich regelmäßig von Autorinnen des Imster WORTraums mit Dialektgedichten versorgt, die mich immer wieder berühren und zurück in die Herkunft transportieren. Denn die WORTraum Autorinnen sind fleißige Einsenderinnen bei DUM – Das Ultimative Magazin, bei dem ich ja seit Jahren im Redaktionsteam bin.

In deinem bereits erwähnten Roman »Das Dorf ist wie das Internet, es vergisst nichts« geht dein Protagonist der Frage nach, wie Autor es anstellen könnte, kritisch über die eigene Heimatgemeinde zu schreiben, ohne alle vor den Kopf zu stoßen (immerhin müssen ja die Eltern noch dort leben). Wie ging es dir selbst vor 20 Jahren mit dem Thema, und wie gehts dir heute damit? Hat sich da was verändert?

Vor 20 Jahren hätte ich noch nicht die sprachlichen Mittel gehabt, mich wirklich damit auseinander zu setzen. Vor 13 Jahren habe ich »Dorfdefektmutanten« geschrieben. Da hab ich ein Dorf und einen Protagonisten erfunden und alles möglichst allgemeingültig gehalten, aber natürlich auf persönliche Erfahrungen zurückgegriffen. Das war ein Schritt in die richtige Richtung. Diesmal war ich radikaler. Grob gesagt. Alles Gegenwärtige ist erfunden, alles Vergangene aus meiner direkten Umgebung zusammengetragen. Meine Erfahrung damit ist: die allgemeine Identifikation ist viel größer, aber persönlich verletzt fühlt sich niemand, weil es durch die Literarisierung von der jeweils eigenen Erfahrung abweicht. Für mich persönlich war die Wir-Perspektive in der Erzählhaltung bei den Jugendgeschichten der Schlüssel. Es ging mir darum, Geschichten einer Generation festzuhalten. Geschichten in Dörfern. Da stehen Lukas und Nassereith stellvertretend für andere Orte und Menschen. Im Übrigen kommt Nassereith in diesem Roman ja eh gut weg. Da könnten andere Orte beleidigt sein.

Du bist Slammer der ersten Stunde – zumindest was Österreich betrifft –, gemeinsam mit Mieke Medusa hast du den Slam nicht nur in Wien bekannt gemacht, sondern ihr seid auch unermüdlich in andere Bundesländer gereist, um zu zeigen: Literatur ist für alle da, Literatur ist jung, vielfäl-



Markus Köhle; Foto: © Matthias Schmidt

tig und dynamisch und alles andere als abgehoben oder gar verstaubt. Wie kamst du selbst mit dem Slam in Berührung? Wann und wo war dein erster Slamauftritt? Und weißt du noch den Titel deines Texts?

Das war vor ziemlich genau 25 Jahren (Mai 1997). Da gab es in Innsbruck im Provinz Theater eine Zeit lang ein Veranstaltungsformat, das Poetry Slam hieß. Das war damals aber im Grunde eine offene Bühne für alles, und ich meine wirklich alles: von der Feuerjonglage bis zur Bodyperformance, Texte freilich waren auch erlaubt. Da habe ich einen Prosatext gelesen, den Titel weiß ich leider nicht mehr. Aber es war ein Schreibprojekt, das ich startete, weil mein Bruder – mit dem

ich mir das WG-Zimmer in Innsbruck teilte – auf zweimonatige Afrikareise ging und ich beschlossen habe, ich schreibe auf, was er so versäumt hat. Was natürlich lächerlich und lustig gleichermaßen war, denn er ging auf große Reise und ich hielt fest, was er im kleinen Innsbruck versäumte.

Dieses sehr offene PS-Format hat sich dann schnell totgespielt und 2001 in Hamburg habe ich dann einen Slam gesehen, der die Regeln hatte, die mittlerweile überall gebräuchlich sind. Das hab ich mir abgeschaut und mit nach Innsbruck genommen und im Oktober 2002 dann einen monatlichen Poetry Slam gestartet.

Kannst du uns etwas über diesen Slam – den es ja heute noch gibt und den man mittlerweile als Bäckerei Poetry Slam kennt – erzählen? Wie haben sich die Anfänge gestaltet und wie hat sich die Slamszene in Innsbruck in den letzten 20 Jahren entwickelt?

Der BPS war bis 2011 im Kulturgasthaus Bierstindl und findet seither in der Bäckerei statt. Wie oben bereits erwähnt, habe ich in Hamburg einen Poetry Slam erlebt, der mich begeistert hat, das wollte ich so auch in Innsbruck haben und da ich damals als Programmasistent im Bierstindl arbeitete, ist es mir gelungen, das kleine Studio einmal im Monat zu kriegen. Da gab es eine Bühne aber kein Mikrophon, war nicht notwendig. Es hat mit 30 Menschen schon voll ausgeschaut, öfter waren 80 drinnen, von denen geschätzt 50 rauchten und dieser Slam-Nebel hat laufend Lichtgestalten hervorgebracht. Martin Fritz, Robert Prosser, Stefan Abermann, Markus Koschuh – alle hatten ihre ersten Auftritte dort und kamen wieder, immer wieder. Das entwickelte eine Dynamik und es wurden immer mehr. Langsam auch Frauen. Mieke Medusa freilich war von Anfang an immer wieder dabei, aber wohnte ja bereits in Wien. Mittlerweile hat der BPS schon mehrmals die Österreichische Poetry Slam Meisterin (Tamara Stocker, HierkönnstedeinName stehen) gestellt und immer wieder großartige Slammer*innen hervorgebracht. In der Szene ist der BPS sehr beliebt. Viele Jahre lang hab ich das alleine geschupft, mittlerweile sind wir ein Verein (SPOT – Slam Poetry Tirol) und ein tolles Team: Martin Fritz, Carmen Sulzenbacher, Katrin ohne H, Leo Dravoj; SPOT stellt Poet*innen im ganzen Land ins Rampenlicht. Alle sind willkommen!

*Der Slam, das war ja immer ein bisschen das coolere, das jüngere Format als die Lesung. Bier statt Wasser, maximal 5 Minuten, Standmikro statt Tisch, eine gute Performance, ein Publikum, das jederzeit aufstehen kann ... und die Autor*innen treten miteinander in Kontakt.*

So ist es auch heute noch. Das Format ist simpel aber überzeugend und noch immer ein Garant dafür, Poet*innen eine Bühne zu bieten, die sonst nicht wüssten, wo hin mit ihren Texten.

Seit 2003 organisierst du – gemeinsam mit Robert Renk – das Innsbrucker Prosafestival. Da gibt's dann wieder einen Tisch, gedruckte Bücher, Gespräche, auch gibt es keine Wertung ... fad ist das trotzdem ganz und gar nicht bei euch, ganz im Gegenteil. Was ist euch beim Prosafestival wichtig?

Wir sind Literatur-Freaks, die lieber im Underground-Keller als im Elfenbeinturm abhängen, wir könnten ihn schon auch den akademischen Duktus, müssen ihn aber nicht raushängen lassen. Wir wollen, dass sich sowohl die Autor*innen, als auch das Publikum wohlfühlen. Das fängt bei der Verköstigung an, geht bei der Vorstellung, die im Idealfall einfach ein gemeinsames, lockeres Gespräch über Buch und Autor*in ist, weiter, erstreckt sich schließlich über drei Tage und Nächte mit Erfrischungsgetränken nach Wahl und wenn nicht getanzt wurde, kann es noch nicht vorbei sein und wenn nicht mindestens ein paar neue, nette Menschen kennengelernt wurden, ist es noch nicht vorbei und es wird hoffentlich noch lange nicht vorbei sein, sondern in dieser Art weiter gehen. Das IPF (Innsbrucker Prosa Festival) ist aufmüpfig, mutig, lebendig und immer in Bewegung.

Du bist nun auch in der Alten Schmiede sehr aktiv, wo du regelmäßig Neuerscheinungen vorstellst und Retrogranden auffrischst. Außerdem bist du Redaktionsmitglied der Zeitschrift DUM-Das Ultimative Magazin – nebst der redaktionellen Arbeit bloggst seit 13 Jahren auf dum.at übers Unterwegssein. Wie viele Stunden am Tag beschäftigst du dich nicht mit Literatur – und wie viele davon schläfst du?

Also schlafen gar nicht so wenige. Ich bin ein großer Freund der Siesta. Die kann sehr kurz, aber sie muss sein. Außerdem bin ich auch ein sehr intensiver Träumer und wache schon mal auf mit einem Wort oder Satz im Kopf, das oder der dann gleich notiert werden will. Ansonsten ist zu sagen, dass es ja gerade das Privileg der Arbeit als freier Autor ist, die Stunden nicht zählen zu müssen. In Summe wäre es vermutlich ohnehin ernüchternd. Manchmal beschäftigte ich mich rund um die Uhr mit etwas und dann auch mal wieder einen Tag lang gar nicht. Manchmal lese ich zwei Romane in fünf Tagen, dann wieder bloß zwei in einem Monat. Manchmal schlafe ich mit einem Buch in der Hand ein, manchmal wache ich mit einer Buchidee auf und beim gemeinsamen Frühstück mit Mieke »Doris« Medusa wird dann darüber geredet und der Tag fängt schon mal gut an. ■

»Die Krehel«, erschienen in: Martin Fritz: »Die Vorbereitung der Tiere« (edition laurin, 2020), kann auch in der Morgenschtean-Ausgabe U38-39 nachgelesen werden.

WOAZLA UND SOMA

Rückschau auf die Tagung des Internationalen Dialekt Instituts in Schoppernau



Teilnehmer*innen der Tagung; Foto: © Gerd Allmayer

Unter dem Motto »Woazla und Soma« (Wurzeln und Samen) lud das Internationale Dialektinstitut zum diesjährigen Treffen in den Bregenzerwald, Vorarlberg. Zu Beginn gab es einen Vortrag von Dr. Jürgen Thaler zum Thema »Der Bregenzerwald, ländlicher Raum und Literatur.« Am nächsten Tag besuchten die Tagungsteilnehmer das Franz-Michael-Felder Museum in Schoppernau. Franz Michael Felder ist der Vorarlbergs Landesdichter, er hat in Schoppernau als Bauer gelebt und wurde zum Literaten und Sozialreformer. Am Nachmittag gab es zwei interessante Werkstattgespräche. Höhepunkte des Treffens war die Lesung der IDI Autoren im vollbesetzten Felder-Saal. Es war ein großer Genuss Mundarten aus Österreich, Deutschland, der Schweiz und Südtirol zu hören. Die Grödnlerin Nadia Rungger trug ihre Gedichte auch in ladinischer Sprache vor. [Anm: Einen Text in ladi-

nischer Sprache von Nadia Rungger finden Sie in der Morgenschtean-Ausgae U74-75/ Nov. 2022] Die Lesung wurde vom Publikum begeistert aufgenommen und lautstark beklatscht. Umrahmt wurde der Abend von der Gruppe »He-wa-ka-ma« Familie Fink aus Au, sie spielte traditionelle Volksmusik, phantasievoll und gekonnt interpretiert. Zum Abschluss der Tagung wurde am Sonntag eine Generalversammlung abgehalten und das Museum der Barockbaumeister des Bregenzerwaldes in Au besucht. Die Tagungen der IDI geben eine immer eine Einsicht in das Schaffen der Mitglieder und interessante Informationen über die Gegend, in der die Treffen stattfinden. ■

CHRISTINE TIPPELREITER

WORT UND GEWALT

Von 20. bis 22. Oktober 2023 fand im Stift St. Georgen am Längsee das **Alpen-Adria Literatursymposium des Kärntner SchriftstellerInnenverbandes** statt. Die Veranstaltung war Ausklang des zweijährigen, länderübergreifenden Literaturprojekts »flussaufwärts«, das von der Kärntner Kultur Stiftung gefördert worden war.

Welche Bedeutung hat Sprache für unsere Gesellschaft? Wie viele Sprachen gibt es überhaupt auf der Welt? Und wie sehr hat sich unser Verständnis von Sprache und Nation in den letzten 100 Jahren gewandelt? Diesen Fragen stellten sich die Vortragenden des Alpen-Adria Literatursymposiums 2023 des Kärntner SchriftstellerInnenverbandes, das dieses Jahr im Stift St. Georgen am Längsee stattfand.

Tischlbong – eine der vielen Sprachinseln hinter der Grenze

Der erste Nachmittag stand ganz unter dem Motto »Gegen den Strom«. Nach kurzen Begrüßungen von und durch Reinhart Rohr (1. Präsident des Kärntner Landtags), Ewald Göschl (Kulturreferent St. Georgen/Längsee) und Adolf Rausch (Vorstands der Kärntner Kulturstiftung) betrat eine Delegation aus Timau/Tischlbong die Bühne.

Tischlbong liegt im Friaul – direkt hinter dem Plöckenpass. Das Tischlbongerische ist ein alter deutscher Dialekt, der sich in der Gegend bis heute gehalten hat – mittlerweile jedoch ist die Sprache vom Aussterben bedroht. Nach einem kurzen einführenden Dokumentarfilm¹ berichtete die Vorsitzende des Kulturvereins Velia Plozner in ihrer Sprache (die sich, wenn man aufmerksam zuhörte, gut verstehen ließ) vom Leben in der kleinen 300-Seelen-Gemeinde, das lange Zeit durch bäuerliche Arbeit geprägt gewesen war, was sich auch in der Sprache niederschlug. Heute, im Zeitalter der Digitalisierung, braucht es neue Ausdrücke, die meist dem Deustchen oder dem Italienischen entnommen werden. Um das Spracherbe weiterzugeben, wird das Tischlbongerische auch in der Schule unterrichtet – eine Aufgabe, die nicht so einfach ist, da Kinder aus den unterschiedlichsten Orten im Tischlbong zusammenkommen. Viele Jugendliche, so berichtet die Vortragende, seien an der alten Sprache nicht mehr interessiert, auch der Chor

verliere zunehmend an Mitgliedern, da es vor allem die ältere Bevölkerung sei, die an der Bewahrung der Sprache ein Interesse hätte. Durch diverse kulturelle Aktivitäten versuche man jedoch, die Sprache, die vor allem mündlich überliefert werde, lebendig zu halten.

Im Anschluss an den informativen Vortrag wurde Laura Plozners Gedicht »Da Vriidn«² in drei Sprachen vorgetragen, danach konnte diverses Material eingesehen werden, wie etwa eine Landkarte, welche die Sprachinseln entlang der italienisch-österreichischen Grenze vorstellt.



v.l.n.r.: Velia Plozner (Tischlbong), Alfred Woschitz (Vorstand des KSV), Doriana Mentil (Tischlbong), Christa Raich (KSV, Leiterin des Austauschprojekts), Eddi Bianchet (Tischlbong), Foto © Gabriele Russwurm-Biro

Mehrsprachigkeit gegen den Strom der Monokultur

Als zweiter Vortragender betrat Werner Wintersteinerer die Bühne. Der Friedensforscher erinnerte in seinem Vortrag »Mehrsprachigkeit gegen den Strom der Monokultur oder Reflexionen über eine abstrakte Liebe« daran, dass die Idee »Eine Nation – eine Sprache« gerade einmal etwas mehr als hundert Jahre alt sei. War es früher noch etwas Alltägli-

ches, dass unterschiedlichste Sprachen nebeneinander existierten, habe die Homogenisierung der Sprache in den damals neu entstandenen Nationalstaaten dazu geführt, dass die sprachliche Vielfalt verloren ging. Sind in früheren Epochen zumeist mehr als 50% der Menschen mit mehr als nur einer Sprache aufgewachsen, verfiel man in letzten Jahrzehnten immer mehr der Idee, Mehrsprachigkeit könne der Sprachentwicklung eines Kindes schaden. Erst seit kurzem gibt es wieder Unterricht in der Muttersprache. Doch selbst heute wird noch immer von einzelnen Politiker*innen oder Pädagog*innen eingefordert, dass sich Kinder im Kindergarten oder in der Schule ausschließlich auf Deutsch miteinander unterhalten sollten – und das, obwohl längst erwiesen ist, dass der beste Grundstock für das Erlernen mehrerer Sprachen die Festigung der eigenen Muttersprache ist. Wichtig sei, so Wintersteinerer, dass Pädagog*innen den monolingualen Habitus endlich ablegen, denn die Realität sei auch heute eine mehrsprachige, immerhin hätten in Wien etwa die Hälfte der Schüler*innen eine andere Muttersprache als Deutsch. Aufgabe sei es daher, das Schulsystem dahingehend zu reformieren. Die Abschottung von Schüler*innen nichtdeutscher Muttersprache in Deutschklassen führe jedoch dazu, dass Schüler*innen sich ausgeschlossen fühlten; Integration werde durch die Absonderung also eher erschwert denn erleichtert.

Weiters ging Wintersteinerer auf die Wertigkeit der unterschiedlichen Sprachen in unserer Gesellschaft ein. Je wichtiger eine Nation in ökonomischer Hinsicht, umso wichtiger werde auch ihre Sprache empfunden. Daher werde dem Englischen wesentlich mehr Bedeutung beigemessen als etwa dem Türkischen. Auch das Urteil, ob eine Sprache wohlklingend sei, werde vielmehr durch den sozialen Stellenwert einer Sprache beeinflusst denn durch ihren tatsächlichen Klang.

Wie sehr sich Sprachen im Laufe der Zeit verändern und miteinander in Beziehung treten, erkenne man daran, dass die eine Sprache Eingang in die andere findet. So habe etwa das Türkische Einfluss auf die aktuelle Jugendsprache, und wer das Kärntnerische spreche, spreche das Slowenische ganz automatisch mit. Auch fänden immer mehr englische Wörter Eingang in unsere Hochsprache – manchmal sogar Wörter, die es in der Englischen Sprache selbst gar nicht gäbe, wie etwa das Handy.

Dass nicht perfektes Deutsch durchaus poetisch sein kann, habe Helga Glantschnig mit der Publikation »Blume ist Kind von Wiese oder Deutsch ist meine neue

Zunge« (Luchterhand, 1993) bewiesen, in der Texte von Kindern nichtdeutscher Muttersprache zusammenfasst sind. Das Vorwort schrieb damals niemand Geringerer als Ernst Jandl.

Mut zur Imperfektion

Tag zwei des Symposiums stand unter dem Motto »Wort und Gewalt« und begann mit einem Vortrag von Giustina Selvelli, die über die Bewahrung des »Erbes der Minderheitensprachen aus europäischer Perspektive« referierte. Die Anthropologin und Soziolinguistin, die derzeit an der Universität in Ljubljana forscht und selbst italienische, mexikanische und levantinische Wurzeln hat, ist der Überzeugung, dass Mehrsprachigkeit eine Einstellung sei, die den Mut zur Imperfektion haben müsse. Damit knüpfte sie an den Vortrag von Wintersteiner an. Die Idee »Eine Sprache – eine Nation« habe zum Aussterben etlicher Minderheitensprachen geführt – und sie tue es heute noch. Weitere Gründe seien die Globalisierung, aber auch wirtschaftliche Interessen (mächtige Nationen haben mächtige Sprachen). Auch Hungersnöte, Kriege, Naturkatastrophen und politische Unterdrückung führten zum Aussterben von Sprachen.

Von den derzeit etwa 7.000 Sprachen in der Welt würden 96% von nur 4% der Menschheit gesprochen. 83% aller Sprachen, so Selvelli, hätten weniger als 100.000 Sprecher*innen. Mit dem Verlust der Sprache gehe auch der Verlust von Traditionen und Identität einher. Über 40% aller Sprachen seien heute vom Aussterben bedroht.

Gerade der Alpen-Adria-Raum könne als Herz der Vielsprachigkeit mit gutem Beispiel vorangehen. Denke man etwa an das ehemalige Jugoslawien, werde schnell erkennbar, dass nicht die unterschiedlichen Sprachen / Ethnien das Problem seien, sondern dass es vielmehr der Nationalismus sei. Ein gutes Beispiel für gelebte Mehrsprachigkeit sei nach wie vor die Vojvodina mit ihren sechs Amtssprachen Serbisch, Ungarisch, Slowakisch, Kroatisch, Rumänisch und Russinisch. Der Sender RTV (Radio-televizija Vojvodine) strahle seit drei Jahrzehnten auch in Romanes aus.

Wichtig sei für Heranwachsende, von den unterschiedlichen Sprachen in der eigenen Region zu wissen, meint Selvelli. Die eigene Sprache zu bewahren und offen für andere Sprachen in der Umgebung sein, diese nicht nur zuzulassen, sondern ihnen vor allem mit Neugier zu begegnen, das sei das eigentliche Ziel einer sprachpluralistischen Gesellschaft.

Sprache in einem repressiven System

Im Anschluss folgten deutschsprachige Gedichte der italienischen Lyrikerin Albertina Laura Greco und nach einer kurzen Pause referierte der österreichische Autor Kobald über die Literatur der slowenischen Schriftstellerin Betra Bojetu Boeta (1946–1997), die in ihren Romanen »Filio ni dorma« (»Filio ist nicht daheim«) und »Ptičja hiša« (»Das Vogelhaus«) eine Dystopie entwarf, in der von einem repressiven System auf einer fiktiven Insel erzählt wird, wo Männer und Frauen voneinander getrennt werden und Zeugungen ausschließlich durch systematische Vergewaltigungen stattfinden. Kobald skizzierte kurz den Inhalt der beiden Romane und antwortete anschließend mit einem eigenen literarischen Beitrag darauf.

Beide Bücher von Betra Bojetu Boeta liegen im Wieser Verlag in deutscher Übersetzung auf.

Dialekt und Zweisprachigkeit

Nach der Mittagspause sprach *Morgenschtean*-Redakteurin Margarita Puntigam-Kinstner über Dialekt und Dialektliteratur. Inhalt ihres Beitrages waren einerseits Vorturteile gegenüber dem Dialekt als minderwertige Sprache, aber auch die Vereinnahmung des Dialekts von rechts außen, der es entgegenzuwirken gilt. Danach skizzierte sie kurz die Geschichte der Dialektzeitschrift und erzählte über diverse Zugänge, den eigenen Dialekt niederzuschreiben sowie die Herausforderung, den Dialekt ins Jahr 2023 zu bringen – was auch mit der Verantwortung einhergehe, diskriminierende Ausdrücke zu entlarven und zu vermeiden.

Im Anschluss daran stellte Andrea Kerstinger die zweisprachige Bibliothek der Jungen Initiative Kroatisch Minihof (Biblioteka Mlada Inicijativa Mjenovo) vor, die sich im Gemeindehaus von Kroatisch Minihof / Mjenovo befindet. Moderatorin Elisabeth Hafner stellte der Autorin Fragen, im Anschluss las Kerstinger aus eigenen Werken.

Beide vorhin erwähnten Programmpunkte waren Ersatzprogramme für den erkrankten Schriftsteller Peter Wawerzinek, Bachmannpreisträger 2010 und Autor zahlreicher Bücher, u.a. des Romans »Rabenliebe«, dessen Film im Anschluss gezeigt wurde.

LIEVALLEEN ist ein poetischer Dokumentarfilm, in dem sich der in der DDR geborene Autor und ehemalige Bachmannpreisträger Peter Wawerzinek seiner eigenen Kindheit und der einer Schwester annähert. Die Geschwister wurden im Kleinkindalter von den Eltern

in der Wohnung in Rostock zurückgelassen, als diese in den Westen flüchteten. Die Kinder wurden nur durch Zufall gerettet. Während Wawerzinek selbst ins Heim und schließlich, im Alter von zehn Jahren, zu einer Pflegefamilie kam, wurde seiner Schwester, die in einer psychiatrischen Anstalt untergebracht wurde, jedes Recht auf eine Familie und auch Bildung verwehrt. Wawerzinek, der von der Existenz seiner Schwester lange nichts wusste, stellt ihr in seinem Film Fragen, und vergleicht die beiden Kindheiten miteinander.

LIEVALLEEN ist ein berührendes Zeugnis vom Aufwachsen unter prekären Verhältnissen und auch vom Gefühl des Verlassenwerdens.

Aufgrund technischer Probleme konnte der Film leider nicht bis zum Ende abgespielt werden.



Podiumsdiskussion mit Werner Wintersteiner (li), Giustina Selvelli (mi) und Silvano Kobald (re)
Foto: © Gabriele Russwurm-Biro

Im Anschluss an die Filmvorführung gab es noch eine Podiumsdiskussion, in der über die Vorträge der letzten beiden Tage sowie über Wawerzineks Dokumentarfilm diskutiert wurde und Fragen gestellt werden konnten.

Musikalisch begleitet wurden beide Vortragstage von den Musikerinnen Laura Fortinat (Akkordeon) und Alma Portič (Violine).

Ausklang

Der Sonntag stand dann noch ganz im Zeichen der Kreativität: Die Teilnehmenden konnten zwischen dem Workshop »Dream Writing« der aus Santa Fe angereisten Künstlerin Victoria Rabinowe und einem Impulsspaziergang mit Martina Kirchner wählen.

Das Symposium endete nach einem gemeinsamen Mittagessen im Stiftrestaurant. ■

1 Die Dokumentation kann unter diesem Link nachgeschaut werden: <https://www.minet-tv.com/de/sendungen/minet/minet-das-minderheitenmagazin-072015-vom-091215-rai-sudtirol/tischelbong-eine-deutsche-sprachinsel-im-friaul/>

2 »Da Vriidn« von Laura Plozner kann auf Youtube angehört werden: https://www.youtube.com/watch?v=lxheo_Hn67Y

Morgenschtean U78–79 / November 2023

NHALT:

Interview mit Andyman

Literatur zum Thema Jammer und Jubel

von: Laura Nußbaumer, Claudia Andersag, Elisabeth Hafner, Anna Maria Lippitz, Helene Steger-Holznecht, Silke Gruber, Bianca M. Klein, Julia Schneidhofer, Harald Letonja, Mario Huber, Traude Veran, Renate Schiansky, Regina Appel, Stefan Winterstein, Rudolf Jelinek und Johannes Lerch

Literatur aus Salzburg von: Maria Junger, Gundi Egger, Max Faistauer, Katherina Braschel, Katharina J. Ferner, Cornelia Allmayer-Krieg, Brigitte Menne, Gerlinde Allmayer und Stefanie Steiner

Kolumne: Lea Bacher

Rezensionen

Informationen und Bestellung unter:
www.oeda.at/morgenschtean



IMPRESSUM

Beilage zur Zeitschrift MORGENSCHTEAN U78-79/ 2023

MORGENSCHTEAN

Die österreichische Dialektzeitschrift

erscheint 2x jährlich

Medieninhaber und Herausgeber

Verein Ö. D. A. – Österreichische Dialektautor*innen und -archive | Institut für regionale Sprachen und Kulturen
ZVR-Nr.: 723881612

1060 Wien, Gumpendorfer Str. 15/13

Tel: 01/5861249 | **Mail:** office@oeda.at

Web: www.oeda.at

Vorstand: Andreas Plammer (Vorsitzender), Christine Toppelreiter (stv. Vorsitzende), Josef Graßmugg (Schriftführer), Anna Stiegler (stv. Schriftführerin), Bernhard Scheiblauber (Kassier), Katherina Braschel (stv. Kassierin)

Redaktion: Robert Anders, Lea Bacher, Katherina Braschel, Stephanie Ortner, Andreas Plammer, Margarita Puntigam-Kinstner (mpk), Anna Stiegler

Verantwortlich für Inhalte und Layout Beilage: Margarita Puntigam Kinstner

Offenlegung laut Mediengesetz:

www.oeda.at/morgenschtean-offenlegung

Jahresabo: € 9.00

Mitgliedschaft: € 17.00 | Förder-Mitgliedschaft: ab € 20.00

Eine Ö.D.A.-Mitgliedschaft beinhaltet automatisch ein Jahresabo.

Kündigungsmodalitäten: Abonnements, die bis Ende des laufenden Kalenderjahres nicht schriftlich gekündigt werden, gelten verbindlich für ein weiteres Jahr.

Bestellung unter: www.oeda.at/bestellen

Bankverbindung: Hypo Landesbank Vorarlberg;

IBAN: AT345800021396862015

Rechte an veröffentlichten Texten verbleiben bei den Autor*innen. Alle Schreibweisen sind jene der Verfasser*innen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen.

Morgenschtean wird unterstützt von:

Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Stadt
Wien

BASIS.
KULTUR.
WIEN

Kulturland
Burgenland

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH

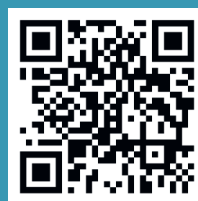


ADIDO – Der Anno Dialekt Donnerstag
Café Anno, Lerchenfelder Straße 132, 1080 Wien
Beginn 20.00 (Juni 20.30)

PROGRAMMVORSCHAU

30.11.2023	Präsentation des neuen Morgenschtean
07.12.2023	Gravögl
14.12.2023	Wienerzucker
21.12.2023	Grissmäss-Sbäschl
11.01.2024	Johnny Cola
18.01.2024	Ale Lucrezia
25.01.2024	Valentin Lichtenberger & Band
01.02.2024	Reino Glutberg
08.02.2024	Maximilian Teufel
15.02.2024	Katharina J. Ferner
22.02.2024	Jasmin Gerstmayr
29.02.2024	Dog & SCHWOAZ
07.03.2024	Laura Nußbaumer
14.03.2024	Treibsound
21.03.2024	Günther Pilarz
04.04.2024	Renate Schiansky
11.04.2024	Regina Appel
18.04.2024	Anna Stiegler
25.04.2024	Sophie Lindenthal
02.05.2024	Claudia Andersag
16.05.2024	Sibylle Kefer
23.05.2024	Präsentation des neuen Morgenschtean

*Hinweis: Programmänderungen sind möglich.
Bitte informieren Sie sich über das aktuelle Programm auf
www.oeda.at*



ZUM PROGRAMM

MORGENSCHTEAN

Die österreichische Dialektzeitschrift

Ö.D.A. – Österreichische Dialektautor:innen und
-archive | Institut für regionale Sprachen und Kultur
www.oeda.at

ADIDO – Anno Dialekt Donnerstag wird gefördert von:



Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

